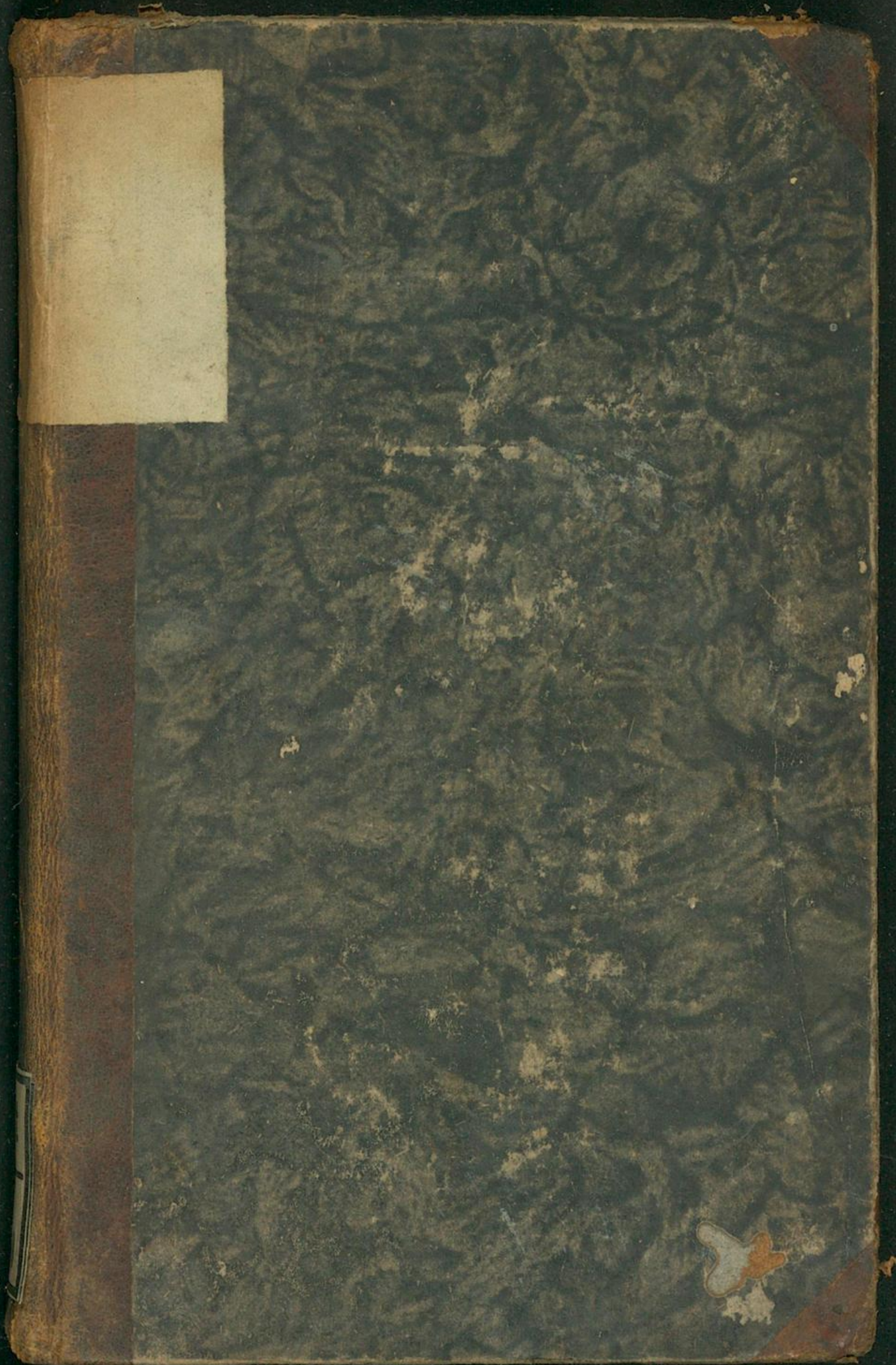




430th 479

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Ednard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. N. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wrt. — Pf.	1 Wrt. 50 Pf.	2 Wrt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

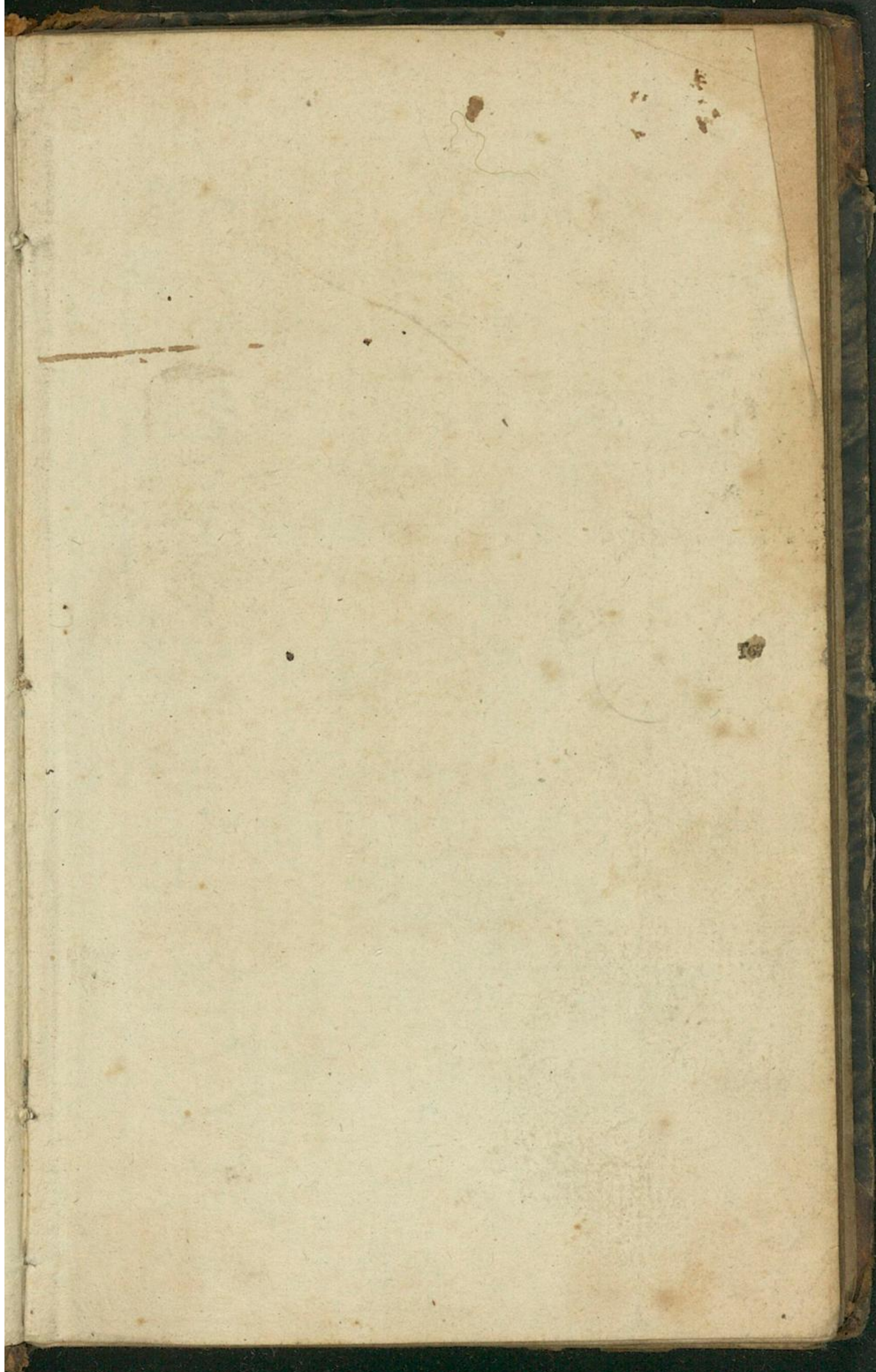
5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

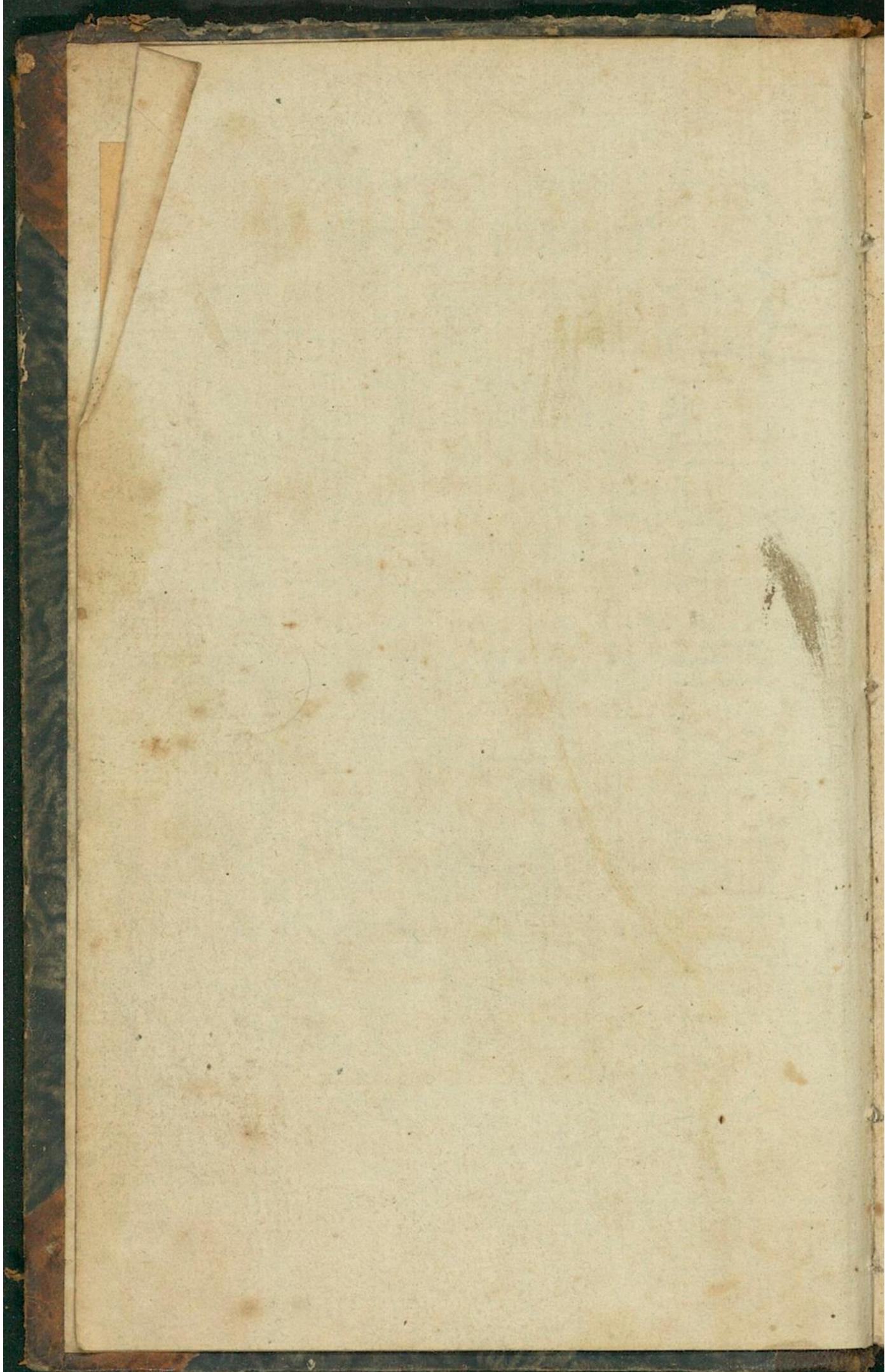
6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ansleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

1457.

3755.





Bunte Bilder.

Erzählungen und Skizzen

von einigen

theils melancholischen, theils
lustigen Freunden.

Herausgegeben

durch

Gustav Fördens.

Zweites Bändchen.

Leipzig, 1824,

bei Christian Ernst Kollmann.

॥ १०॥ ॥ १०॥

Ergebnisse und Schluss

Revised 1904

1818
1819

надгробнаго



14281 12 1 6 4 1 0 2

UNIVERSITY OF CHICAGO

Bunte Bilder.

Herausgegeben

durch

Gustav Jördens.

Zweites Bändchen.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

1900

CHICAGO, ILL.

1900

Die Stimme des Blut's.

Schon zwanzig Jahre hatte der Graf von Saint Geran, aus dem Hause de la Guiche, mit seiner Gemahlin Susanne von Longaunay in einer unfruchtbaren Ehe gelebt, als unvermuthet bei der Gräfin gegen Ende Novembers 1640, wo sie ihre Schwiegermutter, die verwittwete Marschallin von Saint Geran in Paris, besuchte, alle Kennzeichen der Schwangerschaft sich meldeten, nämlich Ohnmachten, Ekel, Erbrechen, Mattigkeit. Diese Zufälle ertrug die Gräfin mit ungemeiner Heiterkeit, weil ihr dadurch die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches angekündigt wurde. Die Aerzte,

welche den Zustand der Gräfin untersuchten, bestätigten ihre Hoffnung, und der Graf, als er die Freudenbotschaft erhielt, eilte in die Arme seiner vielgeliebten Gemahlin und führte sie wie im Triumphe auf sein Schloß nach Bourbonnois zurück. Alle, die dem gräflichen Hause durch Bande des Blut's oder der Freundschaft näher angehörten, nahmen den lebhaftesten Antheil an diesem frohen Ereignisse; auch statteten viele Damen von Stande der Gräfin Besuche ab, und prophezeiten ihr aus ihrem muntern Aussehen, daß sie mit einem Sohne niederkommen werde.

Aber zwei Personen befanden sich im Schlosse, welche die Freude des gräflichen Ehepaars nicht theilten. Es waren dies die Marquise von Bouille, des Grafen leibliche Schwester, und der Marquis von Saint Mairant, ein naher Verwandter desselben. Die Marquise hatte sich von ih-

rem siebenzigjährigen Gemahle getrennt, aus so wichtigen Ursachen (wie sie behauptete), daß sie wohl befugt wäre, auf Scheidung zu klagen; wahrscheinlich aber lag der eigentliche Grund, warum sie bei ihrem Gemahle sich nicht gefiel, in dem hohen Alter desselben. Auf dem Schlosse ihres Bruders traf sie mit dem Marquis zusammen. Dieser war wegen mehrerer schweren Verbrechen, z. B. daß er Fälschmünzer und Zauberer sei, daß er Blutschande getrieben, seine Frau erdrosseln lassen &c., beim Marschallsgerichte zu Auvergne angeklagt worden, aber durch Flucht der Verhaftung entgangen und hatte ein Asyl auf dem Schlosse des Grafen erhalten, weil er diesem mit den heiligsten Schwüren seine Unschuld betheuerte. Der Marquis besaß auch ein so liebenswürdiges Aeußere, daß man die Verbrechen, deren er angeklagt war, ihm gar nicht zutrauen mochte. Ueberhaupt nicht gleichgültig gegen

weibliche Schönheit, lag er bald als Anbeter zu den Füßen der reizenden Marquise und beschwor sie um ihre Liebe. Die leichtsinnige Marquise ließ ihn nicht unerhört; in seinen Armen hielt sie sich schablos für die Langeweile, die sie bisher an der Seite ihres bejahrten Vaters im Ehestande empfunden hatte.

Schon entwarfen sie Pläne für die Zukunft. Die Marquise rechnete darauf, daß ihr Bruder kinderlos versterben und sie dadurch zum Besiz einer bedeutenden Erbschaft gelangen werde; sie rechnete zugleich bei dem hohen Alter ihres Mannes auf dessen baldigen Tod, dann sollte das Band der Ehe sie mit dem Marquis verbinden. Die eine dieser Hoffnungen sah sie jetzt durch die Schwangerschaft der Gräfin zu Grunde gehen. Mißmuthig verließ sie eines Tages das Schloß, um die fortwährenden Aeußerungen der Freude nicht zu hören, die ihren Ohren ein

Mißklang waren, und ging in den Park.
 Der Marquis folgte ihr. Warum so miß-
 muthig, Liebe? fragte er.

Sie. Können Sie fragen, Marquis?
 Die Reichthümer meines Bruders gehören
 künftig dem Kinde, dessen Geburt erwartet
 wird; unsere Hoffnungen scheitern.

Er. Nicht verzagt, Marquise! Wie
 leicht möglich ist es, daß das Kind todt zur
 Welt kommt, oder daß sein Lebenslicht nur
 einige Augenblicke flackert. Es ist wahr-
 scheinlich, daß der Fall, welchen die Gräfin
 vor einigen Wochen that, dem Kinde ge-
 schadet hat.

Sie. Sie täuschen sich; der Arzt und
 die Hebamme behaupten das Gegentheil;
 selbst die Gräfin versichert, das Leben des
 Kindes zu empfinden. Marquis, ist Ihnen
 der uns drohende Verlust gleichgültig? Sie
 wissen ja, was ich verliere, verlieren Sie
 mit.

Er. Allerdings ein fataler Streich des Schicksals.

Sie. Und Ihr erfinderischer Kopf zeigt Ihnen kein Mittel an, wie dieser Verlust abzuwenden wäre?

Er. Versteh' ich Sie recht, Marquise?
— Mit Klugheit und Gold läßt sich allerdings viel ausrichten.

Sie. Das letztere erhalten Sie von mir, denn die Kasse meines Bruders ist mir nie verschlossen, wegen der erstern rechne ich auf Sie, Marquis!

Er. Wir verstehn uns, Theuerste! — Wohlان denn, so lassen Sie mich der Sache reiflich nachdenken. Vielleicht bin ich in Kurzem so glücklich, Ihnen eine erfreuliche Mittheilung machen zu können.

Sie trennten sich und der Marquis brütete über einem Plane, wie vielleicht nie einer schändlicher entworfen worden. Das Kind, mit welchem die Gräfin schwanger

ging, sollte, so wie es das Licht der Welt erblickte, der Mutter entfremdet, oder wenn dies nicht gelänge, umgebracht werden.

Dies war die That, deren Ausführung den Marquis beschäftigte. Allein konnte er sie nicht vollbringen, das war ihm einleuchtend; er mußte Helfershelfer haben, und diese sollten durch das Gold der Marquise erkaufte werden. Die Hebamme Louise Goillard und der Schloßbauführer Baulieu, dies waren die Personen, deren Beistand der Marquis zur Ausführung seines Bubenstücks nicht entbehren konnte. Erst prüfte er sorgfältig ihre Gesinnungen, dann ließ er ihnen durch hingeworfene Worte seinen Plan errathen, endlich, als er vollkommen überzeugt zu seyn glaubte, daß er nichts mehr zu wagen habe, enthüllte er ihnen sein ganzes Vorhaben. Durch die Zusicherung einer reichlichen Belohnung für ih-

ren Beistand waren die feilen Seelen leicht gewonnen.

Als der Marquis seine Geliebte vom Erfolge seiner Bemühungen in Kenntniß setzte, äußerte sie die lebhafteste Freude, doch besaß sie noch so viel menschliches Gefühl, daß sie sagte: Marquis, thun Sie, was die Umstände gebieten; aber strengen Sie Ihren Verstand an, ein Mittel ausfindig zu machen, wie das Kind entfernt werden kann, ohne daß wir unsere Gewissen mit einem Morde belasten dürfen. Lächelnd erwiderte der Marquis: Sie haben Recht, Liebe! Unsere Gewissen müssen wir schonen.

Am 16. August 1641 empfand die Gräfin, als sie in der Schloßkapelle die Messe hörte, die Anzeigen ihrer nahen Entbindung. Man brachte sie sogleich auf ihr Zimmer, und die Marschallin, welche sich schon seit einigen Wochen auf dem Schlosse ihres Sohnes befand, kleidete sie mit eigener Hand an,

wie man Frauen bei bevorstehender Niederkunft anzukleiden pflegt. Man holte die Bindeln für das Kind, rief die Behmutter herbei und traf jede nöthige Anstalt. Der Marquise war es ungelegen, daß die Marschallin und einige andere Damen von der Bekanntschaft der Gräfin sich im Zimmer befanden. Sie mußte diese entfernen und nahm deswegen zu erheuchelter Zärtlichkeit ihre Zuflucht. Die Menge der Anwesenden, sagte sie, vermehre die Hitze, die ohnehin (es war, wie erwähnt, im Augustmonat) unerträglich sei; das Gespräch und Hin- und Hergehen im Zimmer müsse der Gräfin äußerst unangenehm seyn; am besten also, wenn die Gräfin blos der Sorgfalt der Hebamme überlassen werde, die Uebrigen aber sich entfernten.

Die Marschallin stimmte der Aeußerung der Marquise bei und verließ das Zimmer, die übrigen Damen folgten ihr.

und so war die Gräfin ganz der treulosen Hebamme überlassen. Als die Entbindung unter vielen Schwierigkeiten bis gegen sieben Uhr Abends sich verzögerte, sagte die Hebamme zur Gräfin, sie werde die Schmerzen nicht länger ertragen, wenn man ihr nicht einige Ruhe verschaffe. Sie bereitete daher einen Schlaftrunk, reichte ihn der Gräfin und bald darauf fiel diese in einen tiefen Schlummer. Von Zeit zu Zeit kam der Graf, seine Schwester und die Marschallin an die Thür des Zimmers und erkundigten sich, wie es um die Gräfin stehe. Die Behmutter gab ihnen die beruhigendsten Versicherungen, nur bat sie, alle Störung zu vermeiden, da die Gräfin eben in einem erquickenden Schlummer liege. Auch der Marquis kam an die Thür und flüsterte mit der Hebamme. Sie sagte ihm, die Gräfin werde wahrscheinlich in einigen Stunden niederkommen; durch den erhalte-

nen Schlafrunk bewußtlos, werde der Augenblick der Niederkunft ihr unbemerkt vorübergehen. Baulieu solle sich daher in der Nähe halten und das Kind in Empfang nehmen; die weitem Maasregeln überlasse sie dem Marquis; sie wolle, wenn die Gräfin erwache, das Ihrige thun, um sie zu überreden, daß ihre Niederkunft noch nicht erfolgt sei.

Der Marquis konnte sich das Gewagte seines Unternehmens nicht verbergen; auch entging es, als er in das Gesellschaftszimmer zurückkehrte, den Blicken der Marquise nicht, daß er unruhig und verstört sei; sie wurde dadurch selbst beunruhigt, er bemerkte dies und nahm deswegen eine Gelegenheit wahr, um ihr heimlich zu sagen, daß Alles wohl vorbereitet sei. Dann suchte er den Baulieu auf und ertheilte ihm die nöthigen Anweisungen.

Der Graf und die Marschallin kamen

unterdeß wiederholt und erkundigten sich nach dem Zustande der Gräfin. Die Wehmutter beruhigte sie abermals mit der Versicherung, daß die Wöchnerin nach der vielen Anstrengung in einen wohlthuenden Schlaf gefallen sei; sie sagte zugleich, die Niederkunft werde aller Wahrscheinlichkeit nach erst des nächsten Morgens erfolgen. Hierdurch wollte sie vor der Hand weitem Nachfragen vorbeugen, um ungestört ihr Vorhaben ausführen zu können.

Es verging auch keine Stunde mehr, so wurde die Gräfin während ihres festen Schlafes leicht und schmerzlos von einem Knaben entbunden. Die Wehmutter legte nun das Kind eingewickelt in ein Korbchen und übergab es dem Baulieu, welcher draußen auf der Lauer stand. Dieser trug den Neugeborenen auf das Zimmer des Marquis von Saint Maiyant. Der Marquis konnte, als er das Kind in seiner Gewalt sah, die

heftigste Gemüthsbewegung nicht unterdrücken.

Mit einem Entschlusse kämpfend, schritt er einige Male im Zimmer hastig auf und nieder, dann stand er vor dem Kinde still. Du sollst nicht sterben! sagte er. Dein Leben ist mir vielleicht nützlicher, als Dein Tod. Und leiser setzte er hinzu: Du sollst mir die Treue der Marquise verbürgen! — Dann wandte er sich zu Baulieu: Du weißt, sagte er, wie reichlich Dein Dienst Dir vergolten werden soll, also verlasse ich mich auf Dich. Nimm dieses Kind und entferne es noch in dieser Nacht aus dem Schlosse, übergieb es einige Meilen von hier einer Amme, belohne sie reichlich im Voraus (hier hast Du meine Börse), sag' ihr, daß ihre Sorgfalt künftig noch besser vergolten werden solle, sag' ihr, es sei das uneheliche Kind einer Verwandtin von Dir; empfehl ihr Verschwiegenheit; thue Alles, was die Bewahrung unsers Geheim-

nisses sichert. Ich baue ganz auf Dich, Baulieu.

Das können Sie sicher, Marquis! versetzte Baulieu. Nur vergessen Sie Ihre Versprechungen nicht. — Er entfernte sich mit dem Kinde, setzte sich zu Pferde und verließ im Schatten der Nacht das gräßliche Schloß.

Es war gegen Morgen, als die Gräfin erwachte. Ihre Kräfte waren erschöpft und sie fühlte die Last nicht mehr in ihrem Leibe, von welcher sie vorher beschwert worden war. Nicht zweifelnd, daß sie entbunden worden sei, fragte sie: Wo ist mein Kind? — Die Wehmmutter versetzte: Gräfin, Sie täuschen sich, Ihre Entbindung ist noch nicht erfolgt. Ich nicht entbunden? rief die Gräfin. Wie kannst Du mein Gefühl Lügen strafen? Wie kannst Du denken, daß ich Deinen Worten Glauben beimessen werde? Geib mir mein Kind. Willst Du mir es vielleicht verheimlichen,

weil es todt zur Welt kam? Reiche mir es, ich will stark seyn, ich will vor seinem blasen Angesichte nicht erschrecken! —

Indem die Hebamme der Gräfin auf's Neue betheuerte, daß sie noch nicht entbunden worden sei, trat der Graf mit seiner Mutter in's Zimmer. Die Hebamme sagte ihnen gleich, die Gräfin stehe in der Einbildung, daß ihre Geburt erfolgt sei, und verlange ihr Kind; sie möchten sie zu beruhigen suchen, damit durch die heftige Gemüthsbewegung kein Nachtheil für die Leibesfrucht entstehe. Die Marschallin sprach ihr zu, allein die Gräfin behauptete fortwährend mit zuversichtlicher Hitze, daß sie bereits niedergekommen sei. Da jedoch der Graf und die Marschallin auch nicht die leiseste Ahnung von dem begangenen Verbrechen hatten, so trauten sie den Worten der Hebamme und hielten die Aeußerungen der Gräfin für Nichts, als eine durch den

gereizten Zustand derselben hervorgebrachte
Einbildung.

Es verging wieder ein Tag und eine
Nacht. Des folgenden Morgens fragte die
Gräfin aufs Neue nach ihrem Kinde. Die
Hebamme versicherte ihr, der Neumond wi-
dersehe sich ihrer Entbindung; man müsse
den abnehmenden Mond erwarten. Die
Gräfin aber blieb standhaft bei ihrer Ver-
hauptung, so daß endlich der Graf sich
nicht erwehren konnte, bedenklich und un-
ruhig zu werden; allein die Marschallin
verscheuchte diese Unruhe, indem sie erz-
ählte: sie entsinne sich, daß im neunten
Monate einer ihrer Schwangerschaften alle
Vorläufer der Entbindung sich eingestellt
hätten, demungeachtet aber sei dieselbe erst
sechs Wochen später erfolgt. Der Marquise
von Bouille war diese Erzählung sehr an-
genehm, denn sie benutzte solche, um durch
Anwendung aller ihrer Ueberredungskraft

der Gräfin glauben zu machen, daß das Nämliche bei ihr der Fall sei. Doch entsprach der Erfolg keinesweges ihren Bemühungen, denn hartnäckig blieb die Gräfin bei ihrer Meinung und schien nicht gesonnen, sie aufzugeben.

Die Wehmutter war nicht wenig in Angst. Sie hatte den Argwohn des Grafen zu fürchten, denn nur zu viel Umstände sprachen für die Niederkunft seiner Gemahlin; sie suchte daher alles Mögliche hervor, um dem Verdachte einer treulosen und verbrecherischen Handlung, deren man sie zeichnen könnte, zu entgehen. Unvermerkt hatte sie bereits der Gräfin ein Mittel eingegeben; wodurch die Milch aus den Brüsten vertrieben wurde. Weil aber die Gräfin nicht aufhörte, zu behaupten, daß sie entbunden seyn müsse, so beschloß die Hebamme, ihr den Tod zu verursachen. Sie sagte nämlich: das Kind habe bereits die ersten Anstrengun-

gen angewandt, um an's Tageslicht zu kommen; da es aber noch an den Nieren hänge, so müsse die Gräfin sich eine heftige Bewegung machen, um es loszureißen. Die Gräfin wollte sich zu diesem Versuche nicht verstehen, allein die Marschallin und die Marquise baten so inständig, daß sie sich endlich entschloß. Sie wurde in eine Kutsche gebracht und auf umgeackerten Feldern und in Hohlwegen umhergefahren. Wäre die Gräfin nicht von sehr fester Leibesbeschaffenheit gewesen, so würde ihr, als einer kürzlich niedergekommenen Frau, diese grausame Spazierfahrt gewiß den Tod verursacht haben; so aber hatte sie keine schlimmen Folgen.

Der Graf und die Marschallin harrten indessen, durch die Versprechungen der Wehmutter getäuscht, ungeduldig auf der Gräfin Entbindung, allein es verging ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern,

es kam ein Monat heran und sie erfolgte nicht. Zulezt erklärte die Hebamme geradezu, die Gräfin sei nicht schwanger, und der Zustand derselben bezeugte es unwiderleglich. Der Graf und die Marschallin trauerten ihrer vernichteten Hoffnung wegen, und nach Verlauf von sechs Wochen glaubte man, trotz aller Umstände, welche klar das Gegentheil zu beweisen geschienen hatten, daß die Schwangerschaft der Gräfin bloß in ihrer Einbildung existirt habe, weil sie solche gewünscht. Man beruhigte sich durch Beispiele von Frauen, die, obgleich sie nicht schwanger gewesen, doch schwanger zu seyn geglaubt hatten, und mehrere Monate in diesem Irrthum geblieben waren. Die Gräfin, als sie sah, daß Niemand ihrer Meinung werden wollte, verbarg ihr Gefühl, weinte im Stillen, und suchte Trost in der heiligen Schrift.

Wir verfolgen nun das Schicksal des

Kindes. Baulieu hatte sich mit demselben zuerst nach dem Flecken des Echrolles begeben, eine Meile weit vom Schlosse des Grafen entfernt. Hier hielt er sich nur kurze Zeit auf, indem er blos dem Knaben bei einer Amme, Namens Gautier, die Brust reichen ließ. Nachher setzte er seine Reise an der Seite von Auvergne fort, und kam gegen Mittag in dem Städtchen du Che an, wo die Frau im Hause, in welchem er abstieg, das Kind stillte, und dasselbe, weil es noch blutig war, in warmem Wasser badete. Von hier nahm er seinen Weg nach dem Städtchen Descourtour, wo, wie er wußte, die Marquise von Bouzille ein Schloß besaß, welches sie von Zeit zu Zeit besuchte. Er ließ das Kind durch eine gewisse Gabriele Mainiot stillen, und bewog sie durch sein Gold, das Kind zur Erziehung zu behalten. Er sagte ihr, was er auch an den andern Orten schon vor-

gegeben hatte, das Kind sei eine Frucht verbotener Liebe, und müsse, um den Fehltritt der Mutter zu verbergen, geheim erzogen werden. Die Mainiot machte jedoch die Bedingung, daß er jede Woche einmal nach dem Kinde sich erkundigen, und im Fall sie Gründe habe, es nicht länger zu behalten, es sogleich wieder zurücknehmen solle; sonst werde sie der Obrigkeit Anzeige machen. Gaulieu ging Alles ein und versprach zu kommen, dann begab er sich schleunigst auf den Rückweg, um dem Marquis Bericht zu erstatten. Seine Entfernung konnte nicht befremden, da er schon gestern von einer vorhabenden Geschäftsreise gesprochen hatte.

Der Marquis war mit Gaulieus Verfahren zufrieden, aber die Marquise nicht ganz. Descoutoux, meinte sie, sei zu nahe, Entdeckung leicht möglich; weit besser und sicherer, wenn das Kind in Paris untergebracht werden könne. Dem Mar:

quis war dies selbst einleuchtend, Er gab also dem Baulieu den Auftrag, nächstens das Kind von der Mainiot wieder wegzunehmen und es irgendwo in Paris unterzubringen, wobei er ihn aufs Neue mit Gelde versah.

Zufolge dieses Befehls begab sich Baulieu, wieder eine Geschäftsreise vorzuschickend, nach Descoutour. Gut, daß Ihr kommt! sagte die Mainiot. Ich habe schon auf Euch gewartet. Durch die Belohnung, die Ihr mir gabt und für die Zukunft verspracht, ließ ich mich zwar im Augenblick überreden, das unbekannte Kind zu mir zu nehmen; wollt Ihr mir aber fernerhin den Namen des Vaters und der Mutter verschweigen, wollt Ihr mir nicht sagen, wohin ich mich zu wenden habe, wenn ich von dem Kinde Nachricht ertheilen will, und wo ich das Erziehungsgeld, wenn Ihr es mir nicht pünktlich überbringt, abholen kann;

so behalt' ich es nicht länger, um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, welchen ich mich sonst leicht aussetzen könnte. Vaulieu sagte ihr, er sei gekommen, das Kind wieder abzuholen, und sie damit aller Sorgen zu überheben. Zugleich gab er ihr noch Geld und nahm ihr das Gelübde der tiefsten Verschwiegenheit ab.

Die Unterbringung des Kindes in Paris hatte keine Schwierigkeit. Ein Bruder Vaulieus, welcher dort Fechtmeister gewesen, war vor einiger Zeit in einem Duell erstochen worden, und hatte eine Wittwe, Maria Pigoreau, und einen Sohn, Namens Anton, hinterlassen. Ein zweiter Sohn, Heinrich getauft, erblickte erst nach des Vaters Tode das Licht der Welt, starb aber kurze Zeit nach der Geburt. Die Pigoreau lebte in den dürftigsten Umständen und war daher durch das Versprechen eines bedeutenden Erziehungsgeldes von

Baulieu leicht gewonnen, den Knaben zur Pflege zu sich zu nehmen.

Bis jetzt hatte man die Taufe des Kindes aufgeschoben, aus Furcht, es möchte seine Herkunft verrathen werden. Jetzt fand die Pigoreau Gelegenheit, es ohne Aufsehn und ohne daß sie des Vaters und der Mutter Namen anzugeben brauchte, in der Johanniskirche am Strande taufen zu lassen. In das Taufregister wurde Folgendes eingetragen: „Den 7. März 1642 ist Bernard, ein Sohn des und der, getauft worden. Seine Pächten waren Maur Marmion, der Todtengräber, und Jeanne Chevalier, die Wittwe des Pierre Thibou.“

Baulieu hatte der Pigoreau gesagt, das Kind, welches er ihr übergebe, sei der Sohn eines vornehmen Herrn, welcher gewiß, wenn sie es an Sorgfalt nicht fehlen lasse, die Erzieherin ansehnlich belohnen

werde. Um nun das Geheimniß der Herkunft des Kindes noch mehr zu verstecken, gerieth sie auf den Einfall, dasselbe für das ihrige auszugeben; sie legte deshalb dem Sohne des Grafen, obgleich er Bernard getauft worden, den Namen ihres verstorbenen Sohnes Heinrich bei, und zog, um allen Nachfragen und möglichen Verlegenheiten vorzubeugen, aus dem Viertel der Stadt, wo sie bisher gewohnt, in ein anderes, wo Niemand sie kannte. Diesen Vortheil hat Paris vor andern Städten, daß wenn man aus einem Viertel in das andere, aus diesem Kirchspiele in ein entfernteres sich begiebt, man dort in ein ganz neues Verhältniß treten kann, ohne von irgend Jemand an das frühere erinnert zu werden.

Jetzt, nachdem die Vigoreau fast andertzhalf Jahre lang das Kind bei sich gehabt hatte, wollte sie mit dem Erziehungsgelde,

welches früher bestimmt und ihr durch einen Gewürzkrämer in Paris regelmäßig ausgezahlt worden war, sich nicht mehr begnügen. Sie verlangte mehr und gerieth darüber mit Baulieu, als dieser sie einstmals besuchte, in einen Wortwechsel, welcher zur Folge hatte, daß Baulieu das Kind von ihr wegzunehmen beschloß.

Baulieu nämlich hatte bei diesem Handel sich sehr wohl bedacht, und der Pigoreau eine weit geringere Summe, als er durch den Marquis erhielt, als Erziehungsgeld gegeben. Jetzt gedachte er durch diese Angelegenheit noch mehr zu profitiren. Er wollte nämlich das Kind mit sich auf das Schloß des Grafen nehmen und selbst erziehen. Der Marquis und die Marquise, so schloß er, würden ihm nicht nur willig das vorige Erziehungsgeld zahlen, sondern vielleicht, um nur ihr Verbrechen nicht verrathen zu sehen, noch ein Beträchtliches zu-

setzen. Einstweilen ließ zwar Baulieu das Kind noch in der Pflege der Pigoreau, da es erst in der Mitte des Monats war, für welchen sie bereits das Erziehungsgeld im Voraus erhoben hatte; nach seiner Zuhausekunft aber eröffnete er dem Grafen, daß er gesonnen sei, zur Erleichterung seiner in dürftigen Umständen lebenden Schwägerin ein Kind seines verstorbenen Bruders zu sich zu nehmen und für dessen Erziehung zu sorgen. Der Graf widerrieth ihm dies, weil er selbst schon fünf Kinder habe; als aber Baulieu bei seinem Entschlusse beharrte und die kummervolle Lage seiner Schwägerin mit den lebhaftesten Farben schilderte, hatte der Graf nicht nur nichts dawider, sondern entließ ihn vielmehr mit der gnädigen Aeußerung, er behalte sich vor, selbst etwas zu den Erziehungskosten des Kindes beizutragen. Noch aber ahnete des Grafen Schwester und der Marquis nicht das Mindeste von Baulieus Vorhaben.

Dieser reiste nach Paris und kam mit dem Kinde zurück. Schon in mancher Stunde hatte er heftige Gewissensbisse darüber empfunden, daß er durch Habsucht verblindet sich vom Marquis zum Werkzeuge seines Verbrechens hatte brauchen lassen. Er war selbst Vater und hatte seine Kinder lieb, wie hätte er nicht die Verworfenheit des Raubes, der am Glücke des gräflichen Ehepaars verübt worden war, fühlen sollen? Noch mehr, der Graf und die Gräfin hatten sich immer mild und freundlich gegen ihn gezeigt, und dadurch die gegründetsten Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben, und er — hatte ihnen mit dem schwärzesten Undanke gelohnt. Jetzt beruhigte er sich damit, daß das Kind, wenn auch nicht den Eltern zurückgegeben, doch in das Schloß zurückgebracht sei.

Als die Gräfin hörte, daß Baulieu mit dem Kinde angekommen, wollte sie es sehen.

Er trug es sauber angekleidet auf ihr Zimmer, wo auch der Graf sich gegenwärtig befand. Es war ein schönes Kind, hatte große blaue Augen, weiße zarte Haut und feine Gesichtszüge, die, so unausgebildet sie auch noch waren, Aehnlichkeit mit denen des Grafen verriethen. Wie die Gräfin das Kind erblickte, streckte sie, von einer unerklärlichen Gemüthsbewegung ergriffen, hastig die Arme nach ihm aus, und das Kind blickte ihr freundlich lächelnd in's Auge und verbarg schmeichelnd sein Köpfchen an ihrer Brust. Die Gräfin drückte es innig an ihr Herz und eine heiße Thräne entfiel ihrem Auge. Es war die Stimme des Bluts und der Natur, die in ihrem Busen redete. Gezwungen, zu glauben, daß eine andere Mutter dies Kind unter ihrem Herzen getragen habe, fühlte sie doch, indem sie das Kind an sich drückte, Alles, was eine Mutter nur fühlen kann, wenn sie ihr geliebtes Kind umarmt.

Auch der Graf fühlte sich ungewöhnlich bewegt, und als er die Thräne aus dem Auge seiner Gemahlin gleiten sah, wollte er ihr das Kind entziehen; aber sie hielt es fest. O laß es mir! rief sie. Dieses Kind erinnert mich ja an das, welchem ich einst das Leben zu geben gehofft hatte. Es würde jetzt eben so alt, vielleicht eben so schön seyn! Ach ich Unglückliche, in meiner schönsten Hoffnung Betrogene! —

Baulieu stand in der Ferne und zitterte; ja es erwachte sogar in diesem Augenblicke sein besseres Gefühl; er würde sich seinem Herrn zu Füßen geworfen und Alles bekannt haben, wäre nicht eben — der Marquis in das Zimmer getreten. Das Erscheinen desselben verschloß Baulieus Lippen. Kaum hatte der Marquis einen Blick auf das Kind geworfen, so erkannte er den Sohn des Grafen (die Züge des Kindes waren von damals, als Baulieu das eben geborne zu ihm ge-

bracht hatte, seinem Gedächtnisse eingedrückt geblieben), er erblaßte und richtete einen verwirrten Blick auf Vaulieu, um in seinen Mienen das Geständniß des Verraths zu lesen; allein die Gräfin benahm dem Marquis seine Besorgniß, indem sie sagte: das Kind sei Vaulieus Neffe.

Als Vaulieu nach einer Weile mit dem Kinde sich wieder entfernt hatte, ging der Marquis ihm nach. Verräther! redete er ihn heftig an und faßte ihn bei der Brust. Meinst Du, daß ich das Kind nicht kenne, und daß Deine Absicht mir nicht klar ist? Gesteh' es, was soll das Kind hier? — Vaulieu hatte sich schon auf diese Frage und die Antwort darauf gefaßt gemacht. Er erzählte, die Pigoreau habe sich nicht dazu verstehen wollen, das Kind länger bei sich zu behalten, er habe auch keine andere Gelegenheit in Paris gewußt, es sogleich zweckmäßig unterzubringen, und es also am rathsam:

sten gefunden, den Knaben hieher in's Schloß zu nehmen, um ihn unter dem Namen seines Neffen, Heinrich Baulieu, selbst zu erziehen. Er fügte bei, der Graf und die Gräfin würden nie hinter die Wahrheit kommen und er werde sich wohl hüten, durch Entdeckung des Geheimnisses sich selbst anzuklagen und in die Hände des Gerichts zu liefern. — Mensch, kann ich Dir trauen? fragte der Marquis und sah ihm scharf in die Augen; denn Furcht ist jedes Verbrechens unzertrennliche Gefährtin und am wenigsten traut der Verbrecher dem, welcher das Verbrechen ihm ausführen half.

Baulieu versicherte nochmals, um seines eigenen Wohls willen werde er stumm seyn wie das Grab, und der Marquis schien nunmehr beruhigt, obgleich Argwohn in seiner Seele zurückblieb. Als die Marquise von Baulieus eigenmächtiger Handlungsweise unterrichtet wurde, machte sie dem

Marquis die bittersten Vorwürfe, daß er des Schloßaufsehers Betragen nicht sorgfältiger beobachtet habe; sie setzte hinzu, daß sie, so lange Baulieu am Leben sei, in der tödtlichsten Angst schweben müsse, das Geheimniß von der Herkunft des Kindes an den Grafen verrathen zu sehen.

Der Marquis konnte sich nicht vollkommen gegen ihre Vorwürfe rechtfertigen, und als er bemerkte, daß die Gräfin sich immer angelegentlicher mit dem Kinde beschäftige, und es oft Stunden lang auf ihrem Zimmer habe, als er erfuhr, daß die Gewalt der Wahrheit dem Baulieu so manches verdächtige Wort entrisse, z. B. daß er geäußert: der Graf und die Gräfin hätten mehr Ursache, das Kind zu lieben, als sie selbst glaubten — daß er sogar zu einem Steuerkommissär zu Moulins, der ihm Glück wünschte, weil sein Nefse vom Grafen und der Gräfin mit Gunstbezeugungen und Liebkosungen über-

häuft werde, gesagt: Das sei kein Wunder, denn er gehe ihnen sehr nahe an; dabei schloß der Marquis, sich des unbescheidenen Schwägers zu entledigen. Er brachte ihm ein schnell wirkendes Gift bei. Im Todeskampfe liegend verlangte Baulieu dringend den Grafen zu sprechen, um ihm ein wichtiges Geheimniß zu entdecken; doch ehe der Graf kam, war Baulieu schon verschieden.

Der vermeintliche Nefte des Verstorbenen war indessen dem gräflichen Ehepaare immer theurer geworden; die Gräfin besonders bewies ihm alle Zärtlichkeit einer Mutter. Sie äußerte gegen ihren Gemahl den Wunsch, daß er das Kind, welches ihr so lieb geworden sei, erziehen lassen möge, und der Graf, der sich eben so sehr zu dem Knaben hingezogen fühlte, erfüllte gern diesen Wunsch seiner Gemahlin. Der Knabe wurde wie ein Kind von Stande erzogen,

und seiner körperlichen und geistigen Ausbildung vorzügliche Sorgfalt gewidmet.

Baulieus Tod schien das Verbrechen in undurchdringliche Nacht hüllen zu wollen. Der Marquis und die Marquise athmeten wieder freier, weil der Mund, durch welchen sie verrathen zu werden befürchtet hatten, auf ewig verstummt war. Sie gönnten nun gern dem Kinde die Liebkosungen des gräflichen Paares, da sie die feste Ueberzeugung hegten, daß seine eigentliche Herkunft nie an's Licht kommen werde. Thörichte Hoffnung! Durch geringfügige Anlässe sind schon oft die schwersten Verbrechen, wenn sie auch viele Jahre lang unentdeckt geblieben waren, verrathen worden. So brach auch hier plötzlich durch die dunkle Nacht, in welche das Verbrechen gehüllt war, ein siegender Strahl der Wahrheit.

Der Graf besuchte mit seiner Gemahlin und seiner Schwester die Bäder zu Bichi.

In diesem Städtchen lebte jetzt die treulose Hebamme, Louise Goillard, welche die Anwesenheit der Marquise benutzen wollte, um auf's Neue von ihr für Geheimhaltung des Verbrechens Geld zu erpressen. Die Marquise beschwichtigte sie auch durch einige Goldstücke, machte ihr aber zugleich Vorwürfe wegen ihrer Habsucht, und während des ziemlich heftigen Gesprächs trat die Gräfin in's Zimmer. Bei ihrem unvermutheten Eintritt konnte weder die Marquise, noch die Hebamme ihre Bestürzung verbergen; besonders fiel die Ungestlichkeit der Hebamme, welche sich bald entfernte, der Gräfin auf. Nach dem Weggange der Hebamme fragte die Gräfin: warum sie gekommen und worvon die Rede gewesen sei? Diese Frage kam der Marquise so unvermuthet, daß es ihr, so sehr sie auch Meisterin in der Verstellungskunst war, durchaus nicht gelingen wollte, ihre Verlegenheit vollkommen zu verbergen.

Die Goillard, sagte sie, lobte meinen Bruder, weil er ihr wegen des Vorfalls bei Deiner geglaubten Niederkunft keine Vorwürfe gemacht habe. — Was wäre denn damals vorgefallen? — fragte die Gräfin — und weshalb hätte die Goillard Vorwürfe von meinem Gemahl zu befürchten gehabt? — Mit den Worten: Das weiß ich freilich nicht! brach die Marquise dieses ihr lästige Gespräch ab, aber der Gräfin, welche immer noch nicht den Glauben, daß sie damals wirklich schwanger gewesen, aufgegeben hatte, war die Verlegenheit der Marquise und der Hebamme so auffallend geworden, daß sie des Argwohns sich nicht erwehren konnte, diese Verlegenheit deute auf ein Verbrechen der Hebamme hin, wovon die Marquise Mitwisserin sei. Noch mehr wurde die Gräfin in ihren Muthmaßungen bestärkt, als sie von einer nochmaligen Unterredung der Marquise mit der Hebamme hörte, und erstere

bald darauf plötzlich das Bad verließ und sich nach Lavoine begab.

Die Gräfin glaubte den Argwohn, von welchem sie seitdem beunruhigt ward, vor ihrem Gemahle und der Marschallin nicht geheim halten zu dürfen. Sie erzählte ihnen alle Umstände und man beschloß darauf, die Wehmutter holen zu lassen und sie darüber scharf zu examiniren, in welcher Verbindung sie mit der Marquise von Bouille stehe, und weshalb sie des Grafen Vorwürfe wegen ihres Verhaltens bei der geglaubten Schwangerschaft der Gräfin befürchte.

Die Goillard erschien. Mit merkbarer Verlegenheit antwortete sie auf die ihr vorgelegten Fragen. Die an sie gerichtete Frage: Ob nicht die Gräfin damals wirklich schwanger gewesen und entbunden worden? verneinte sie wiederholt, allein sie erblaßte dabei und zitterte. Ihr Verbrechen wurde durch ihre Mienen verrathen; indessen ent-

ließ der Graf sie, ohne ihr merken zu lassen, wie sehr ihr Betragen ihm aufgefallen sei, vielmehr sagte er ihr, der Grund dieser Nachfrage sei bloß, seine Gemahlin zu beruhigen, welche trotz des langen seitdem verflossenen Zeitraums von der Einbildung, daß sie damals wirklich schwanger gewesen, sich nicht trennen könne. Er beschenkte sogar die Hebamme bei ihrer Entlassung, um sie sorglos zu machen, und seinen bereits gefaßten Entschluß sicher ausführen zu können.

Als nämlich die Hebamme fort war, setzte er sogleich eine Schrift auf, in welcher er den Verlauf der Sache und das verdächtige Benehmen der Goillard entwickelte, sie der Unterdrückung des von seiner Gemahlin gebornen Kindes anklagte, und auf ihre Verhaftung und Einleitung des Kriminalverfahrens antrug. Diese Schrift wurde beim Vicepräsident von Moulins eingege-

ben, welcher auch sogleich die Angeklagte verhaften und verhören ließ.

Die Hauptmomente der hierauf vorgenommenen merkwürdigen Kriminalprocedur sind von Pitaval im ersten Theile seiner *Causes celebres et interessantes* aufbehalten worden. Wenn man die Geschichte des Processes dort liest, kann man sich oft nicht enthalten, über das unangemessene Verfahren der Richter, und noch mehr über die von übel angebrachter Gelehrsamkeit und fadem Wize strohenden Reden der Anwälde zu lächeln. Blos der Gedanke, daß selbst jetzt noch, nachdem das Menschengeschlecht über anderthalbhundert Jahre älter geworden ist, in Staaten, die sich des Besizes guter Gesetzbücher erfreuen und sogar rühmen, die trefflichsten Anordnungen der Gesetzgeber durch die Unwissenheit und Beschränktheit der ohne hinlängliche Prüfung und sorgsame Wahl angestellten Gerichtspers-

sonen nutzlos gemacht werden, daß noch jetzt die Sachwalter sich nicht entschöhnen können, die wenigen guten Gedanken, die in ihren Vorträgen vorkommen, durch unnützen Wortschwall und leere Tiraden zu erdrücken, und statt erfüllt zu seyn von ihrem heiligen Berufe, bloß der Wahrheit und dem Rechte zu dienen, die Wahrheit zu verstellen und durch Winkelzüge den Richter irre zu leiten sich bestreben, bloß dies kann den Erzähler vermögen, ein scherzhaftes Raisonnement über die Führung dieser Untersuchung zurückzuhalten. Man würde ja doch sagen: es verlohne sich der Mühe nicht, über solche Alltäglichkeiten soviel Aufhebens zu machen. — —

Der Vicepräsident von Moulins ließ, wie gesagt, gleich nach Einreichung der Anklageschrift des Grafen die Goillard verhaften und verhören. Die unvermuthete Verhaftung und das schnell darauf folgende Ver:

hör verstattete ihr nicht, sich zu fassen und auf Lügen zu sinnen. Ueberrascht bekannte sie gleich im ersten Verhöre, daß die Gräfin entbunden worden. In diesem Augenblicke hätte sie aber auch ihre Aussage gern wieder zurückgenommen; doch da dies nicht wohl anging, setzte sie gleich hinzu: die Gräfin sei von einer todtten Tochter entbunden worden, und sie habe dieselbe, weil sie gefürchtet, man möchte ihr eine Vernachlässigung bei der Entbindung aufbürden wollen, unter einem Steine bei der Scheune im Hofe vergraben. Der Richter begab sich sogleich in Begleitung eines Arztes und Wundarztes und der Inquisitin an Ort und Stelle. Hier fand man weder den Stein, noch ein Zeichen, daß irgendwo die Erde einmal aufgewühlt worden. Die Goillard mußte bekennen, daß sie den Richter mit Unwahrheit hintergangen, allein sie hatte Zeit gewonnen, sich zu sammeln, und bei dem zweiten mit ihr an-

gestellten Verhör widerrief sie durchgängig ihre erste Aussage. Als Grund des Widerrufs gab sie an, man habe sie bei der ersten Vernehmung mit heftigen Drohungen bestürmt, und um nicht länger Qual und Angst ausstehen zu müssen, habe sie etwas bekannt, was nicht in Wahrheit beruhe. Der Richter ließ sich aber dadurch nicht irre leiten, er verhörte sie zum dritten Male, sie wurde über die Umstände, die sie im zweiten Verhöre ausgesagt, nochmals examinirt, sie verwickelte sich dabei in Widersprüche, man drang schärfer in sie; nunmehr behauptete sie: die Gräfin sei von einer Mola entbunden worden und dies habe sie aus Schonung verheimlicht. Vergebens suchte die Hebamme durch ihre wechselnden Aussagen die Geduld des Richters zu ermüden; sie wurde zum vierten Male vernommen und nun gestand sie, die Gräfin sei mit einem Sohne niedergekommen, welchen Baulieu in einem Korb:

chen hinweggetragen habe; das weitere Schicksal des Kindes sei ihr unbekannt. Man forschte nach, wodurch sie bewogen worden, das Kind dem Baulieu auszuliefern? Sie sagte: durch eine bedeutende Belohnung, die sie von ihm erhalten; doch Baulieus Absicht bei Entfernung des Kindes kenne sie nicht, wisse auch nicht, ob dieselbe vielleicht auf Veranlassung einer dritten Person erfolgt sei. Von der letzteren Behauptung ging sie auch nicht ab, obgleich der Richter in sie drang, zu gestehen, ob nicht die Marquise von Bouille und der Marquis von St. Maixant um die Unterdrückung des Kindes wüßten?

Des andern Tages wurde, um der Wahrheit ganz auf den Grund zu kommen, die Inquisitin auf den Stuhl der Uebelthäter (Selette) gesetzt, und hier zum fünften Male vernommen. Zum größten Erstaunen des Richters aber widerrief sie ihre gestrige

Aussage: es sei unwahr, sagte sie, daß die Gräfin niedergekommen, man habe durch Gewalt dieses Geständniß von ihr erpreßt. Dabei blieb sie auch ungeachtet aller Schmerzen, die sie erdulden mußte.

Der Richter vermuthete, daß ein geheimer Rathgeber die Inquisitin zu diesem Widerrufe veranlaßt habe, und dies war auch der Fall. Die Goillard nämlich hatte gleich, nachdem sie verhaftet worden, in einem Augenblicke, wo sie unbeobachtet war, ihrem Sohne Wilhelm den Auftrag ertheilt, sich nach Lavoine zur Marquise von Bouille zu begeben, und diese von ihrem, der Goillard, Schicksale in Kenntniß zu setzen. Dies war auch geschehen. Die Marquise gerieth in die heftigste Bestürzung, doch trug sie dem Sohne auf, der Mutter zu sagen: Wenn ihr an ihrem Leben gelegen sei, müsse sie die Anklage durchaus läugnen, und sie, die Marquise, ganz aus dem Spiel lassen;

thue sie dies nicht, so dürfe sie auf ihren (der Marquise) Beistand gar nicht rechnen, entgegengesetzten Falles aber werde sie die Anordnung treffen, daß ihr Jemand im Fortgange der Untersuchung mit Rath und That beistehe. Die Marquise dachte hierbei an den Generalprokurator, der ihr Freund und des Grafen erbittertster Feind war. An diesen schrieb sie, er erweise ihr einen wichtigen Dienst, und könne sich ihrer ausgezeichneten Dankbarkeit versichert halten, wenn er die Goillard belehre, wie sie bei der wider sie schwebenden Untersuchung sich geschickt zu benehmen habe. Weniger, um der Marquise gefällig zu seyn, als um sich an seinem Feinde, dem Grafen, der als Ankläger aufgetreten war, zu rächen, verstand er sich dazu, die Hebamme über ihr Benehmen zu instruiren. Ehe es aber dazu kam, war die Goillard schon zum vierten Male verhört worden. Er erfuhr die wechselnden Ausfa-

gen, welche sie in den ersten Verhören gethan, er erfuhr das Geständniß, welches ihr in der letzten Vernehmung entschlüpft war; nun durfte nicht länger gezögert werden. Ihm selbst würde man den Zutritt zu der Gefangenen nicht verstattet, noch weniger eine Besprechung mit ihr ohne Zeugen zugelassen haben; der Prokurator ließ also ihren Sohn zu sich rufen und sagte ihm: Wenn das Wohl seiner Mutter ihm am Herzen liege, müsse er noch heut und augenblicklich sich die Erlaubniß verschaffen, sie zu besuchen, und ihr eröffnen, daß ein Freund, welcher von einer ihr wohlbekannten Dame dazu aufgefordert worden, ihr rathen lasse, wofern ihr das Leben irgend lieb sei, in dem nächsten Verhör, was man wahrscheinlich schon morgen mit ihr anstellen werde, ihre heutige Aussage durchgängig zu widerrufen, und trotz aller Schmerzen, die man ihr etwa zufügen möge, getrost zu behaupten, ihre

früheren Geständnisse seien blos Folge der wider sie angewandten Gewalt und Drohungen, und die Gräfin sei wirklich nicht niedergekommen. Blos auf diese Weise könne sie ihr Leben retten. — Er nahm zugleich dem Wilhelm Goillard das Versprechen ab, über dieses Gespräch die tiefste Verschwiegenheit zu beobachten, worauf sich dieser Zutritt zu seiner Mutter zu verschaffen und ihr die Rathschläge des Prokurators heimlich zu hinterbringen mußte.

Die Hebamme war zwar schon in hohem Alter, allein eben bei solchen Personen, die nach dem Laufe der Natur nur noch wenige Jahre zu leben hoffen dürfen, ist die Liebe zum Leben am stärksten. Um es zu retten, beschloß sie, mit Unterdrückung aller Schmerzen, die man ihr zufügen möge, nach dem Rathe des Prokurators zu handeln, in welchem sie den von der Marquise ihr zugesagten Beistand erkannte. Daher kam es, daß

die Goillard, ob man sie gleich auf die Seellette brachte, doch standhaft beim Widerruf ihrer vorigen Tages abgelegten Aussage verblieb.

Indeß hatte der Richter neben dem fortgesetzten Verhör der Angeklagten nicht unterlassen, alle zur Ausmittlung der Wahrheit dienlichen Nachforschungen anzustellen. Es hatten sich Zeugen gefunden, welche aussagten, die Hebamme habe Tags darauf, als die Gräfin die Geburtswehen gehabt, deren Wäsche im Schloßgraben ausgewaschen; diese Wäsche sei blutig gewesen, woraus man die Niederkunft der Gräfin vermuthet; allein auf die an die Hebamme gerichtete Frage: Ob die Gräfin einen Sohn oder eine Tochter geboren? habe sie mit Hestigkeit und sichtlichir Verwirrung erwiedert: Wer will denn behaupten, daß die Gräfin niedergekommen? Sie ist noch nicht entbunden worden, sag' ich Euch! — Andere Zeugen

sagten aus: Baulieu sei in der Nacht fortgeritten und habe ein Korbchen auf dem Pferde gehabt. Es wurden auch die Weiber ausfindig gemacht, durch welche Baulieu auf seinem Wege nach Descoutour das Kind stillen lassen, allein keine Spur war zu erlangen, wohin er das Kind gebracht, nachdem er es von der Mainiot weggenommen.

Obgleich der Graf auf seine Schwester den Verdacht warf, daß sie mit der Hebamme einverstanden, vielleicht sogar Anstifterin des Verbrechens gewesen sei; so konnte er sich doch nicht entschließen, sie in die Untersuchung zu verwickeln, weil durch Offenbarwerdung der Schande seiner Schwester die ganze Familie entehrt worden seyn würde. Der Himmel selbst schien dies nicht zu wollen, denn während noch die Untersuchung fortgesetzt wurde, starb die Marquise plötzlich, und nahm die Last ihres Verbrechens mit in's Grab.

Bisher ist vom Marquis von St. Mar-
xant geschwiegen worden. Dieser hatte sich
bald nach Baulieus Tode, nachdem er sich
um einer geringfügigen Ursache willen mit
seiner Geliebten entzweit, aus dem Schlosse
des Grafen von St. Geran wegbegeben,
meinend, daß das Kriminalgericht nunmehr
die Geduld verloren haben werde, ihm nach-
zuspüren. Er betrog sich aber hierin, denn
er wurde auf dem Wege nach Paris erkannt,
verhaftet und nach Auvergne abgeliefert.
Zweifels ohne mochte er sich selbst sagen, was
der Lohn seiner Thaten seyn werde, darum
bediente er sich eines starken Gifts, welches
er verborgen bei sich trug, um seinem Leben
ein Ende zu machen. Sein Tod fiel unge-
fähr in die nämliche Zeit, wo die Kriminal-
prozedur gegen die Hebamme ihren Anfang
genommen hatte.

So waren denn nun bis auf die Heb-
amme die Anstifter und Theilnehmer des

Verbrechens nicht mehr unter den Lebenden. Die Goillard indessen änderte im Laufe der Untersuchung ihre letzte auf der Selette abgelegte Aussage nicht im Mindesten, sondern beharrte dabei, obgleich man ihr Alles das, was durch die Vernehmung der Zeugen hervorgebracht worden war, vorhielt. Es wurde daher im Gange der Untersuchung eine Pause gemacht, worauf der Richter von Moulins, theils durch die Widersprüche, in welche die Goillard sich verwickelt hatte, theils durch die Aussagen der Zeugen bewogen, das Urtheil fällte: Daß die Goillard als höchst verdächtig des Verbrechens, dessen sie vom Grafen von St. Geran angeklagt worden, auf die Folter gebracht werden solle.

Gegen dieses Urtheil legte die Hebamme Appellation ein. Das gräfliche Ehepaar aber war durch alles bisher Ausgemittelte auf die Vermuthung geleitet worden, daß das Kind, welches Baulien als seinen Neffen in's

Schloß gebracht, ihr eignes Kind seyn möge. Noch fehlten die Beweise dafür, da man noch nicht hatte erfahren können, wohin Vaulieu von Descontour aus seinen Weg genommen, allein die Gräfin wollte es sich durchaus nicht abstreiten lassen, daß Heinrich wirklich das Kind sei, welches sie unter ihrem Herzen getragen; sie berief sich auf das zärtliche Gefühl gegen den Knaben, welches sie beim ersten Anblick desselben empfunden, sie berief sich auf die unverkennbare Aehnlichkeit der Gesichtszüge des Kindes mit denen des Grafen. Doch diese Muthmaßungen reichten noch nicht hin, den Knaben in den Stand einzusetzen, wozu ihn seine Geburt berechtigte; das gräfliche Ehepaar mußte sich begnügen, den Knaben als Sohn zu lieben, ohne ihn öffentlich dafür anerkannt zu sehen.

Um diese Zeit aber machte ein Privatmann zu Paris, Namens Segueville,

der Gräfin eine äußerst erfreuliche Entdeckung. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die Marie Pigoreau, bei welcher Baulieu oft aus- und eingegangen, im Jahr 1642 ein Kind unbekannter Eltern in der Johannis-kirche am Strande taufen lassen. Nach dieser Entdeckung ließ die Gräfin es sich nicht mehr bestreiten, daß der sogenannte Nefse Baulieus ihr Sohn sei, der ihr durch die Treulosigkeit Baulieus und der Hebamme entfremdet worden, und sie erklärte diese Vermuthung (ihr war sie Gewißheit) öffentlich. Indem aber der Graf auf Vernehmung der Pigoreau antrug, wurde durch einen unvermutheten Schritt, der von Seiten der Verwandten des Grafen geschah, dieser Rechtshandel noch zusammengesetzter und verwirrer.

Die verwittwete Herzogin von Ventadour nämlich, eine Tochter aus der andern Ehe der Marschallin, und die Gräfin

du Lude, eine Tochter der Marquise von Bouille, mischten sich in den Prozeß, um dem jungen Grafen seinen Stand streitig zu machen, weil durch denselben ihre Hoffnung, den Grafen von St. Geran, falls sie ihn überlebten, zu beerben, vernichtet zu werden drohte. Sie hatten sich von der Lage der Sache genau unterrichtet. Auf Anrathen ihres Anwalts wurde die Pigoreau vermocht, der Gräfin das behauptete Mutterrecht an dem Knaben, den Baulieu in das Schloß ihres Gemahls gebracht, streitig zu machen und das Kind als das ihre zurückzufordern. Die beiden Damen, welche als Intervenientinnen auftraten, ließen auch insgeheim der Hebamme Muth zusprechen und sie ermahnen, nur beharrlich ihrer letzten Aussage treu zu bleiben; allein alle Sorge deshalb wurde ihnen dadurch entnommen, daß die Goillard vor Untersuchung der Zwischenfälle im Gefängniß an Entkräftung starb.

Mit dem Tode der Hebamme war der Kriminalprozeß beendet, denn wider die Vigoreau waren noch keine solche Anzeigen vorhanden, auf deren Grund die Einleitung eines peinlichen Verfahrens wider sie sich hätte rechtfertigen lassen. Sie forderte den Heinrich Baulieu, den die Gräfin für ihr Kind hielt, als ihren Sohn zurück; es mußte ihr also vor allen Dingen die Führung dieses Beweises verstattet werden.

Die Gräfin erwartete diesen Beweis um so ruhiger, als immittelst neue Umstände sich hervorgethan hatten, welche sie in dem Glauben, daß der vorgebliche Neffe Baulieus ihr Sohn sei, bestärkten. Sie erfuhr nämlich, daß der Marquis von St. Mairant in seiner Todesstunde zu dem Geistlichen, der ihm die letzte Oelung gegeben, gesagt habe: er wünsche dem Grafen und der Gräfin ein wichtiges Geheimniß, welches sein Herz belaste, zu entdecken. Bei diesen Wor-

ten aber sei er vom Todeskrampf ergriffen worden und verschieden. Noch wichtiger war das Bekenntniß Wilhelm Goillards, das er nach seiner Mutter Tode freiwillig ablegte. Er versicherte, seine Mutter habe ihm gestanden, daß die Gräfin von einem Sohne entbunden worden, diesen habe Baulieu fortgetragen, späterhin aber in das gräfliche Schloß zurückgebracht, und fälschlich für seinen Neffen ausgegeben. Der Zeuge fügte hinzu: bei Lebzeiten seiner Mutter habe er das, was sie ihm anvertraut, verschwiegen, weil er ihr durch sein Bekenntniß geschadet haben würde, jetzt aber, da sie todt sei, sage er frei und offen die Wahrheit. Zugleich entdeckte er auch, welchen Auftrag der Generalprokurator ihm an seine Mutter gegeben.

Sodach erhielt dieser Rechtshandel eine ganz veränderte Gestalt, und wurde nunmehr vor dem Parlamentsgerichte zu Paris,

la Tournelle genannt, in sieben Berhören,
wobei alle drei Kammern versammelt waren,
untersucht. Die Pigoreau, welche das vom
gräflichen Ehepaare sich zugeeignete Kind als
das ihrige zurückforderte, hatte zu ihrem
Anwalde den berühmten Rechtsgelehrten
Pousset de Montauban. Dieser
sprach zuerst.

Hier ist ein Kind, sagte er unter andern,
welches zwei Mütter findet. Hier sind zwei
Mütter, wovon die eine ihren Sohn gefun-
den hat und ihn verlangt, die andere ihn ge-
funden zu haben wähnt. Die wahre Mut-
ter erkennt ihren Sohn, fordert ihn, und
er wird ihr verweigert; die eingebildete
Mutter greift nach einem Phantom, einer
Geburt ihres Betrugs oder Irrthums. Sie
betrügt entweder oder sie ist betrogen. Meine
Klientin verlangt ihren Sohn, die Frucht
ihrer Ehe, das Pfand ihrer Liebe. Die
Gräfin von St. Geran verlangt das näm-

liche Kind, sie behauptet, es sei ihr Sohn, aber es ist ein Schattenbild, nach welchem sie ihre Arme ausstreckt.

Nun erzählte der Anwalt die Geschichte des Heinrich Baulieu, der am 30. Juni 1639 nach seines Vaters Tode geboren worden. Er legte das Geburts- und Taufzeugniß vor, und behauptete, das Kind, welches Baulieu zur Erziehung zu sich genommen habe, und welches jetzt die Gräfin sich zueigne, sei dieser Heinrich Baulieu. Der Bernard hingegen, welcher am 7. März 1642 in der Johanniskirche am Strande getauft worden, sei das uneheliche Kind eines Tanzmeisters zu Paris, von dessen weiterm Schicksale man keine Nachricht habe. Die Pigoreau, fuhr er nachher fort, lebt in ärmlichen Umständen; sie besitzt schon einen Sohn; was in aller Welt könnte sie bewegen, sich noch einen Sohn, der ihr nicht gehört, zueignen zu wollen? — Verlangt

dagegen die Gräfin von St. Geran jenen Bernard, will sie ihn (wenn er aufgefunden wird, als Sohn anerkennen und annehmen, Vater und Mutter werden ihr denselben gewiß gern überlassen und ihr die Ehre der Geburt abtreten. Nun kam er auf den Kriminalprozeß wider die Hebamme; er bemühte sich, zu zeigen, daß die Gräfin daraus zu ihren Gunsten nichts herleiten könne, weil die Goillard im letzten Verhöre alle früheren Aussagen widerrufen; die Aussagen der übrigen Zeugen erklärte er für nichts beweisend; das Bekenntniß Wilhelm Goillards, behauptete er, sei verbrecherisch, weil er dadurch seine Mutter im Grabe geschändet habe.

Darauf nannte er die Erzählung der Gräfin von ihrer Schwangerschaft ein Märchen. In Schmerzen sollst Du gebären, fuhr er fort; so hat den Herr zum ersten Weibe gesagt, und der gelehrte Ausleger des Hips

postrates, Duret, behauptet geradezu: eine Niederkunft ohne Schmerzen müsse man unter die Wunderwerke zählen *). Wer wird es also der Gräfin glauben, daß sie niederkommen und doch keine Schmerzen empfunden? — Spottend setzte er hinzu: Scheint nicht der Prophet Jesaias von der Niederkunft der Gräfin von St. Geran gesprochen zu haben, wenn er sagt: Ehe sie die Wehen gehabt, hat sie geboren, und ehe noch die Schmerzen kommen sind, hat sie ein Knäblein zur Welt gebracht?

Auch die Aehnlichkeit, die man zwischen den Gesichtszügen des Kindes und denen des Grafen zu entdecken geglaubt, berührte er. Wäre auch, sagte er, diese Aehnlichkeit wirklich vorhanden, wie sie es nicht ist (denn der Knabe ähnelte seiner Mutter, der Pigoreau), so läßt sich doch daraus nicht im Mindesten

*) Indolenter partu levare inter miracula ponendum mihi videtur.

schließen, daß er der Sohn des Grafen seyn müsse. Zum Belege, daß zwei Menschen einerlei Gesichtszüge haben können, ob sie gleich verschiedenen Vätern und noch dazu in verschiedenen Ländern geboren worden, führte er beispielsweise aus dem Plinius an, daß Toranius dem Antonius zwei einander ganz ähnliche Kinder, wovon das eine aus Europa, das andere aus Asien gebürtig gewesen, verkauft habe. Auch noch andere Aehnlichkeiten zwischen Personen, die gar nicht mit einander in Verwandtschaft gestanden, führte er aus der Geschichte an, z. B. zwischen Rustikus und Augustus, zwischen Pompejus und Bibius.

Zum Schluß sagte er noch mit gesteigertem Affekt: Man wird es bitter tadeln, Verblendung nennen, daß meine Klientin ihren Sohn einer Lage entziehen will, die ihm Glück, Ansehn und Reichthum verheißt. Aber die Mutterliebe läßt sich nicht unter-

drücken, nicht verläugnen. Werfe man ihr immerhin vor, ihre Liebe sei hassenswerth, ihre Zärtlichkeit gegen ihren Sohn sei Grausamkeit. Mutterliebe schließt nicht nach den Regeln einer eigennützigen Logik. Die Mutter verlangt ihren Sohn zurück, obgleich er sich von ihr abwendet. Undankbarer, rebellischer Sohn! (sagte er nun, den Knaben anredend.) Sieh' diese Brüste an, sie haben Dich gesäugt; aus ihrer Milch hast Du Dein Blut geschöpft; verehere diese Quelle Deines Daseyns, Deines Lebens, die sich Dir voll Liebe im Uebermaas öffnete! — —

Pouffet de Montauban schwieg. Ein Theil der Zuhörer bezeugte dieser Rede den lautesten Beifall; Vielen aber, besonders denen, welche schon im Herzen Parthei für die Gräfin genommen hatten, mißfiel der in die Rede eingemischte Spott und sie gaben durch Murren ihr Mißvergnügen zu erkennen.

Hierauf nahm der Advokat der Damen von Ventadour und du Lude das Wort. Nicht gemeiner Eigennuß (sagte er) nicht Mißvergnügen, durch das Kind, welches die Gräfin als das ihrige sich zueignen will, ihre Hoffnungen auf eine reiche Erbschaft vernichtet zu sehen, bewegt meine Klientinnen, sich in diesen Rechtshandel zu mischen, sondern bloß das schmerzliche Gefühl, daß die Gräfin ihnen ein fremdes Kind (wahrscheinlich das uneheliche eines Tanzmeisters) zum nahen Verwandten aufdringen will, treibt sie zu diesem Schritte. Sie können nicht dulden, daß ein Kind von gemeiner und ungesetzmäßiger Herkunft in die Reihe der Grafen von St. Geran trete, welche ruhmwürdig seit langer Zeit dem Könige und dem Staate gedient; sie können nicht dulden, daß man auf einen so herrlichen Stamm einen faulen Zweig pflanze.

Um der Muthmaßung, daß seine Klien-

tinnen mit der Pigoreau im Einverständnisse wären, vorzubeugen, erklärte er: Er wolle sich zwar gar nicht darauf einlassen, zu behaupten, daß die Pigoreau wirklich die Mutter des Kindes sei, welches sie als das ihrige in Anspruch nehme, er behaupte blos, daß die Gräfin nicht Mutter des Kindes und ihre Niederkunft eine bloße Fabel sei. Er begann darauf, die Zeugenaussagen zu mustern, er zeigte nicht ohne Scharfsinn, daß aus ihnen keinesweges der Beweis von einer Niederkunft der Gräfin zu entnehmen, daß mithin der Knabe, den die Gräfin zum Sohne haben wolle, ihr Sohn nicht seyn könne. Er schloß mit der nochmaligen Versicherung, daß nicht Eigennuß seine Klientinnen bewege, an dieser Rechtsache Theil zu nehmen, indem sie gern auf die Beerbung des Grafen von St. Geran verzichten wollten, wenn sie nur dadurch dem erlauchten Stamme seine Unbeflecktheit retten könnten.

Nunmehr kam die Reihe des Sprechens an den Advokaten des Grafen und der Gräfin von St. Geran, Namens Petitpied. Er fing damit an, die Intervention der Damen von Bentadour und du Lude für unzulässig zu erklären, indem Blutsfreunde von der Nebenlinie bei einem, das Unterschieben oder Unterdrücken eines Kindes betreffenden Prozesse als Intervenienten nicht angenommen werden dürften; auch behauptete er, daß die Damen ihr Memorial zu spät eingegeben. Sodann erzählte er vollständig den Hergang der Sache. Zum Beweise, daß die Gräfin wirklich schwanger gewesen, berief er sich auf die Zeugnisse mehrerer angesehenen Aerzte, welche den Zustand der Gräfin untersucht; er führte an, daß die Hebamme ihr Geständniß im vorletzten Verhöre, bloß auf Eingebung des Procurators widerrufen habe, ihr Widerruf daher nicht zu beachten sei, vielmehr jenes Geständniß, in

Verbindung mit der Aussage Wilhelm Goillards, vollen Glauben verdiene. Er sagte weiter, es sei durch Zeugen unumstößlich dargethan, daß in jener Nacht, wo die Gräfin die Geburtswehen gehabt, und dann in Folge des Schlastrunks, den die Goillard ihr gereicht, in einen tiefen Schlummer gefallen, Baulieu mit einem Körbchen das Schloß verlassen habe, und daß er auf dem Wege nach Descoutour ein neugebornes Kind von mehreren Weibern stillen lassen. Es sei gar nicht zu bezweifeln, daß dies Kind dasjenige gewesen, welches man der Gräfin gleich nach der Geburt entfremdet, denn die Zeit passe ganz genau. Eben so wenig sei es nach dem Bekenntnisse, welches die Goillard ihrem Sohne abgelegt, zu bestreiten, daß das Kind, welches späterhin von Baulieu in das Schloß des Grafen zurückgebracht worden, wirklich dessen Sohn und der nämliche Knabe sei, welcher am 7. März 1642 in

der Johanniskirche am Strande zu Paris getauft worden, und den Namen Bernard erhalten habe, Zwar wolle die Pigoreau vorspiegeln, jener Bernard sei das uneheerliche Kind eines Tanzmeisters, allein es fehle diesem Vorgeben an aller und jeder Beglaubigung. Wolle nun aber gar die Pigoreau behaupten, der Knabe, welchen Baulieu zu sich genommen, und welcher jetzt vom Grafen von St. Geran erzogen werde, sei ihr jüngster Sohn Heinrich, so sage sie damit die größte Unwahrheit, wie ihr sofort durch einen Zeugen bewiesen werden könne, gegen den sie geäußert, ihr jüngster Sohn Heinrich sei gestorben. Dieser Zeuge (es war ein Mann aus dem Stadtviertel, in welchem die Pigoreau zuerst gewohnt) wurde sogleich vorgelassen und bestätigte die Angabe des Herrn Petitpied. Die Pigoreau aber hatte die Frechheit, diesen Mann in's Angesicht der Lüge zu bezüchtigen, und auf ihr

rer Behauptung zu bestehn. Herr Petiti-
pied behielt unter diesen Umständen sich vor,
noch durch ein kirchliches Attest den ganz
vollständigen Beweis zu führen, daß der
jüngste Sohn der Pigoreau, Namens Hein-
rich, kurz nach seiner Geburt im Jahr 1639
verstorben sei.

Indem er hierauf voll Eifers in seiner
Rede fortfuhr, benahm ihm sowohl die An-
strengung, mit welcher er gesprochen hatte,
als die durch die Menge der Zuhörer im Ver-
hörsaal entstandene Hitze den Athem, so
daß er nicht weiter sprechen konnte, sondern
ohnmächtig niedersank. Ob er nun gleich
nach einigen Minuten sich wieder erholte und
seine Rede beendete, so hatte doch die Pigo-
reau, welche das Talent besaß, Verse aus
dem Stegreif zu machen, diesen Zufall be-
nutzt, um ein Epigramm niederzuschreiben,
welches über die Ohnmacht des gräflichen Ad-
vokaten spöttelte. Sie verbreitete dasselbe

unter den Zuhören; allein sie verschlachte ihren Zweck, dadurch die Meinung für sich zu gewinnen. Vielmehr war diese ganz entschieden für das gräfliche Ehepaar; die Rede des Herrn Petitpied, worin die aufgefundenen Beweise überaus zweckmäßig zusammengestellt waren, hatten bei dem Publika sowohl, als bei den Richtern die feste Ueberzeugung begründet, daß die Pigoreau ein falsches Spiel treibe.

Dazu kam, daß der Anwalt des gräflichen Ehepaars in der Folge wirklich noch ein kirchliches Attest darüber, daß der jüngste Sohn der Pigoreau, Heinrich, bald nach seines Vaters Tode verstorben sei, beibrachte. Vor dieser lauten Stimme der Wahrheit mußte die Lüge verstummen. Herr Petitpied drang auf Entscheidung, und nunmehr wurde am 18. August 1657 ein Urtheil publizirt, wodurch die Pigoreau mit ihrer Klage, die Damen von Bentadour und du Lude mit

ihrer Intervention abgewiesen wurden. Wegen des offenkundigen Betrugs der Pigoreau ward zugleich auf Kriminaluntersuchung wider selbige erkannt, und ihr untersagt, sich aus der Stadt und den Vorstädten von Paris zu entfernen, widrigenfalls sie ihres Verbrechens für überführt gehalten werden solle.

Nun sahe die Pigoreau wohl, daß ihr Spiel verloren sei, und dachte blos daran, ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Wenige Tage nach der Publikation des Urtheils war sie aus Paris verschwunden, und aller Nachforschungen ungeachtet konnte man ihrer nicht wieder habhaft werden. Es sind Gründe genug vorhanden, zu glauben, daß die Damen von Ventadour und du Lude die Flucht der Pigoreau begünstigten, und dieselbe dazu mit Gelde unterstützten.

Den beiden Damen mußte nämlich die Entfernung der Pigoreau um deswillen sehr gelegen seyn, weil derselben im peinlichen

Verhöre leicht Geständnisse entrisen werden konnten, wodurch nicht nur der ganze Plan der Damen vereitelt worden wäre, sondern dieselben überdies kompromittirt worden seyn würden. Jetzt, da sie dies nicht zu fürchten hatten, konnten sie weit ruhiger und sicherer ihre Maasregeln ergreifen. Sie brachten gegen das Urtheil vom 18. August 1657, welches sie mit ihrer Intervention abgewiesen hatte, Beschwerde bei'm geheimen Staatsrathe an. Bevor aber von diesem ein Beschluß gefaßt worden war, führte eine Erkrankung den Tod des Grafen herbei. Er starb am 31. Januar 1659.

In den letzten Stunden seines Lebens ernannte der Graf noch den Intendanten der Provinz, Herrn de la Barriere, und Herrn Biale, Schatzmeister von Frankreich, zu Kuratoren seines Nachlasses, und empfahl ihnen sowohl, als seiner Gemahlin auf's dringendste, nichts unversucht zu lassen, um

die Wahrheit an's Licht zu bringen. Er erklärte feierlich, daß er das Kind für seinen Sohn erkenne, und die Gräfin übernahm die Vormundschaft für denselben.

Von Seiten der Verwandten des Grafen wurden seiner Wittve viele Schwierigkeiten entgegengesetzt, mancherlei Anfeindungen hatte sie zu dulden, bis endlich durch ein königliches Rescript vom 9. April 1661 der Prozeß an die Parlamentskammern zurückgewiesen wurde, um nach nochmaliger Anhörung der Partheien und Erwägung ihrer gegenseitigen Gründe darüber einen Ausspruch zu thun, ob nach den Beweisen, welche die Gräfin aufzustellen im Stande, der Knabe trotz des Widerspruchs der Damen von Ventadour und du Lude für den Sohn des Grafen von St. Geran zu erkennen sei oder nicht?

Die Damen von Ventadour und du Lude, mit denen sich insgeheim auch andere Ver-

wandte des Grafen, ihres gleichen Interesses wegen, verbunden hatten, ließen auf's Neue Nichts unversucht, um der Gräfin die Mutterschaft streitig zu machen; ihr Advokat benutzte nochmals alles Mögliche, um die Unzulänglichkeit der von der Gräfin aufgestellten Beweise in's Licht zu setzen, und seine wohlbedachte und wohlgeordnete Rede erregte wirklich in der Versammlung ungemeine Sensation. Allein dieser Affekt ging ganz verloren durch wenige Worte, welche die Gräfin nach Beendigung der Rede ihres Gegners sprach.

Sie trat mit dem stolzen Anstande, der ihr eigen war, ihren Sohn bei der Hand gefaßt, vor die Schranken, wo der Präsident und die Parlamentsräthe saßen, und sprach: Nun entscheidet, Ihr Herren! Gott erleuchte Euch, daß Ihr recht entscheidet. Aber dieses versichere ich Euch: Erkennt Ihr, daß dieser mein Sohn nicht sei, dann vermählt

Ich mich mit ihm und verschreib' ihm all' meine Güter! — Nach diesen Worten verneigte sie sich vor den Richtern, dann vor dem Volke und verließ schnell mit ihrem Sohne den Saal. Die Menge sendete ihr einen lauten Ruf der Bewunderung nach.

Endlich wurde der 5. Juni 1666 zur Publikation eines Urtheils anberaumt, und dieses vor einer zahlreichen Versammlung den Partheien also lautend eröffnet: daß der Knabe, den Baulieu unter dem falschen Namen seines Neffen Heinrich zur Erziehung zu sich genommen, für den rechtmäßigen Sohn des Grafen von St. Geran zu erklären, und in den Besitz und Genuß der Rechte des Namens und Wappens von dem Hause de la Guiche einzusetzen, die Damen von Ventadour und du Lude aber mit ihrem Widerspruche dagegen abzuweisen. Zugleich wurde in diesem Urtheile die Pigoreau, weil sie ausgetreten, für straffällig erklärt, und

verurtheilt, falls man ihrer habhaft werden könne, an dem Galgen auf dem Richtplatze der Stadt gehangen zu werden; wo nicht, solle die Vollstreckung des Urtheils an ihrem Bildnisse erfolgen.

Als der Spruch vorgelesen war, schloß die Gräfin ihren Sohn ungestüm an's Herz und benezte mit einem Strom von Freudenthränen die Wangen des schönen Jünglings. O mein lieber Bernard! rief sie. Jetzt haben die Richter es ausgesprochen, daß Du mein Sohn bist; ach, ich wußte dies ja schon längst, ich wußte es ja schon damals, als ich Dich zum ersten Male erblickte; mir sagt es die Stimme meines Herzens! —

Die Freude der Gräfin ergriff alle Anwesende; der Saal erscholl von dem lauten Rufe: Es lebe die Gräfin von St. Geran! Es lebe Graf Bernard! —

Bergebens versuchten die Verwandten des Grafen, diesen Ausspruch des Parla-

ments umzustößen; es blieb dabei. Vom fernern Schicksale des jungen Grafen ist bekannt, daß er im Jahre 1667 mit dem Fräulein von Varignies sich vermählte, mit welchem er eine Tochter erzeugte. Diese nahm den Schleier. Er starb im fünf und funfzigsten Jahre seines Alters und mit ihm erlosch der Stamm der Grafen von St. Geran.

Der Herausgeber.

Engelhart und Dieterich.

Nach einer altdeutschen Erzählung.*)

In Burgund lebte ein tapferer Ritter, Namens Raimund, welcher, als er schon ziemlich betagt war, und die Hoffnung, einen Leibeserben zu erhalten, bereits aufgegeben hatte, von seinem Weibe mit einem Söhnlein beschenkt ward. Des Knaben

*) Sie führt den Titel: Eine schöne Historie von Engelhart aus Burgund, Herzog Dietherichen von Brabant, seinem Gefellen, vnnnd Engeldrut, des Königs Tochter aus Dennemark, wie es ihnen ergangen, vnd was jammers vnd not sie erlitten, ganz lustig und kurzweilig zu lesen. Vormalß nie im Druck außgangen. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn. MDLXXIII.

schöne angenehme Gestalt erwarb ihm die Liebe Aller, die ihn sahen, und er wuchs rüstig heran und die Eltern hatten große Freude an ihm. Kaum aber war Engelhart (so hieß der Knabe) vierzehn Jahre alt, so trat er vor seinen Vater und sprach: Dein Schloß ist so enge und die Welt ist so weit; laß mich ausziehen nach Abentheuern und mein Glück versuchen.

Zieh' hin mit Gott, mein Sohn, versetzte der alte Raimund; nur merke wohl, was ich Dir sage. Nichts Edleres giebt es auf der Erde, als Freundschaft, aber Viele nennen sie und kennen sie nicht. Darum prüfe wohl, wen Du Dir zum Freunde erkiesest, und laß Dich nicht blenden vom äußern Scheine und nicht bethören durch glatte Worte. — Damit Du aber an einem Zeichen den wahren Freund vom falschen unterscheiden mögest, so nimm diese drei Äpfel, und begegnet Dir auf der Straße ein Gesell,

so reiche ihm der Apfel einen und siehe, was er thut. Verzehrt er die Frucht, ohne sie mit Dir zu theilen, dann ziehe Du Deiner Straßen allein und nimm ihn nicht zu Deinem Genossen, denn er meiner's nicht redlich mit Dir. So Dir aber einer begegnet und nimmt den Apfel und giebt Dir die Hälfte zurück, dem reiche die Hand und laß ihn nicht von Deiner Seite, denn er wird Dir treu seyn bis zum Tode. —

Engelhart nahm die Apfel und versprach, des Vaters Rath zu befolgen, und herzte und küßte seine Mutter und machte sich dann wohlgemuth auf den Weg nach dem Hofe des Königs von Dänemark, von welchem man dazumal viel Schönes und Lößliches erzählte.

Und noch keine große Strecke hatte er sich vom väterlichen Schlosse entfernt, als ihm ein muntreer Gesell begegnete, welcher mit heller Stimme ein fröhliches Lied sang

und Engelharten freundlich grüßte. Ha! dachte Engelhart; sicherlich ist es dieser, den der Himmel mir zum Gefährten bestimmt hat! — Und er nahm der Aepfel einen und reichte ihn dem Jünglinge und wartete, was er thun würde. Aber der Jüngling verzehrte begierig die ganze Frucht und ließ Engelharten zusehen. Da wandte sich dieser traurig von ihm und dachte, indem er unbegleitet seine Straße weiter zog: sein Auge war so klar und seine Stimme so lieblich, wie konnt' ich ihm Falschheit zutrauen! —

Darauf, als er kurze Zeit seinen Weg still fortgesetzt, traf er einen andern Gesellen an, welcher finster und in sich gekehrt an ihm vorüberging. Ach, gewiß — dachte Engelhart — drückt den Armen ein geheimes Kummer. Wär' es nur des Himmels Wille, so wollt' ich gern sein Freund seyn und seinen Schmerz ihm tragen helfen! — Und er eilte ihm nach und bot ihm den zwei-

ten Apfel und wartete, was er thun würde. Und der Jüngling nahm den Apfel und biß hinein und verzehrte ihn gänzlich. Da wandte sich Engelhart mit Schmerzen von ihm und seufzte: Ach Gott, nun darf ich kein Freund nicht seyn, obwohl ich es gern gewesen wäre! und betrübter noch, als zuvor, und mit weinenden Augen verfolgt er seinen Weg, denn wie ein schneidender Dolch fuhr ihm der Gedanke durch die Seele: Wenn ich nun auch den dritten Apfel verschenke, und der, dem ich ihn reiche, thut wie die andern Beiden, dann ist die Hoffnung, einen Freund zu finden, mir auf ewig verloren, und ich habe Niemand, mit dem ich Leid und Freude des Lebens theilen kann.

Eine Thräne sank aus seinem Auge und er streckte die gedöfneten Arme der Abendsonne entgegen, als wolle er sie bitten, ihm den ersehnten Freund zuzuführen, bevor die

Nacht mit ihrem schwarzen Schleier die Erde verhülle. Siehe, da kam des Weges ein Jüngling von hoher Gestalt auf einem schneeweißen Rosse, der auch wie Engelhart seine Hand nach dem sinkenden Lichte des Tages ausstreckte, als ob seine Brust von gleicher Sehnsucht erfüllt werde. Und als der Fremde sich genähert, blickten sie einander voll Erstaunen und Verwunderung an, denn Jeglicher war von Gesicht und Gestalt des Andern vollkommenes Ebenbild und eine Unterscheidung schier unmöglich. Da nahm Engelhart frohen Muthes den dritten Apfel und reichte ihn dem Fremden und sprach: Nimm und is! Und der Jüngling nahm den Apfel und brach ihn in zwei gleiche Theile und sagte, indem er die eine Hälfte Engelharten reichte: Is Du mit mir und laß uns Freunde seyn! Und sie aßen und versprachen einander mit einer Umarmung ewige Freundschaft und unverbrüchliche Treue.

Indem sie nun beim blassen Lichte des Mondes weiter ritten, hub der Fremde an: Lieber, wisse denn, ich heiße Dieterich, mein Vater ist Herzog von Brabant, und ich bin ausgezogen nach Thaten und Abentheuern. Sage mir denn auch Deinen Namen, wer Deine Eltern sind und was Dein Gewerbe ist? —

Engelhard heiß' ich! — versetzte dieser — Mein Vater ist Raimund von Burgund, und aus gleicher Ursach wie Du hab' ich meine Heimath verlassen und bin gesonnen, am Hofe des Königs von Dänemark Dienste zu suchen.

Dieterich war alsbald willig, seinen Freund zu begleiten, und nachdem sie mehrere Tage und Nächte lang geritten, kamen sie glücklich am Hofe des Königs von Dänemark an. Dieser betrachtete die Jünglinge, als sie vor ihn gelassen worden waren, lange Zeit mit Verwunderung und rief dann: Bei

Gott! Nie in meinem Leben sah ich zwei Menschen, welche einander so vollkommen gleich waren von Antlitz, Gestalt und Größe, und müßte mich doch Alles täuschen, wenn Ihr nicht Zwillingenbrüder wäret!

Da nahm Engelhart das Wort: Ihr irrt, Herr König! Nicht einerlei Vater und Mutter haben wir, auch nicht einerlei Heimath, aber des Himmels Wille hat uns zusammen geführt auf unserer Reise und wir haben einander Freundschaft zugesagt bis zum Tode.

Und als sie hierauf gemeinschaftlich ihr Gesuch vorgetragen, daß der König ihnen vergönnen wolle, einige Zeit an seinem Hofe und in seinem Dienste zu verweilen, damit sie des Hofes Gebräuche und ritterliche Sitten lernten, erwiederte ihnen der König voll Huld: Seid mir willkommen an meinem Hofe, verweilet allhier, so lang es Euch gefällt, und ich will Sorge tragen, daß Ihr Unterricht empfangt im Gebrauch der Waf-

fen, in adelichen Sitten und in Allem, was Jünglingen Eurer Abkunft zu wissen noth ist.

Und Engelhart und Dieterich blieben am Hofe des Königs von Dänemark und übten sich in den Waffen und dienten den Frauen und gewannen sich Jedermanns Liebe durch ihr edles und sittsames Betragen.

Es hatte aber der König eine Tochter, Namens Edelbrut, welche mit so schöner liebreizender Gestalt begabt war, daß von ihrem Anblicke jedes Männerherz bewegt wurde, und wie ihr Leib, so schön und fleckenlos war auch ihre Seele. Und kaum sahen Engelhart und Dieterich die schöne Jungfrau, da erglühten ihre Wangen, da flammten ihre Augen, da durchzog ein stilles Sehnen ihre klopfenden Herzen und sie schwiegen und bebten Und wie sie die niedergeschlagenen Augen erhoben, da las ein Jeder in den Blicken des Andern

sein eigenes Gefühl, und sie sahen auf's Neue zu Boden, gleich als ob sie durch das neue Gefühl, welches ihres Herzens sich bemächtigt, an ihrer Freundschaft Verrath zu begehen fürchteten.

Als sie nun in der Nacht allein waren, sprach Engelhart zu seinem Freunde: Sieh doch, mein Dieterich, das schöne Gestirn dort, welches vom Himmelsgewölbe sein weißes blendendes Licht auf die dunkle Erde niederwirft. Und die Menschen wenden entzückt ihre Augen nach dem hellen Gestirne und freuen sich des klaren Licht's, doch Keiner streckt die Hand aus mit dem verwegenen Wunsche, den schönen Stern als Eigenthum zu besitzen und auf die Erde herabzuziehn. — So will auch ich die holde Edeldrüt lieben mit meinen Augen und geheim im innersten Herzen, doch ohne Wunsch und ohne Hoffnung.

Und ich — versetzte Dieterich — will

sie lieben; wie Du sie liebst, Engelhart, ohne Wunsch und ohne Hoffnung, heilig und ewig! — Und die Jünglinge beschworen ihren Bund mit einer festen Umar-
mung. —

Es war aber seit Engelharts und Dieterichs Ankunft in Dänemark noch kein volles Jahr verflossen, so kam die Trauerbotschaft, daß Dieterichs Vater verstorben, und Dieterich wurde aufgefordert, in sein Land zurückzukehren und den erledigten Thron in Besitz zu nehmen. Da zerriß zwiefacher Schmerz seine Brust: daß er seinen Vater verloren und daß er nun auch von seinem Freunde sich trennen solle. Und er sprach zu Engelharten: Lieber, ich kann ohne Dich nicht leben; ziehe mit mir und die Hälfte meines Reichs soll Dein seyn. Oder nimm mein ganzes Reich — fuhr er fort, als Engelhart schwieg — nimm es hin! Freudig will ich Dir dienen und gehorchen, wenn

Du nur nicht begehrest, daß ich mich von Dir trenne.

Da versetzte Engelhart wehmüthig und ernst: Dieterich, laß ab, in mich zu dringen, denn ich darf nicht annehmen, was Du mir bietest. Nicht theilen, noch verschenken darfst Du das Land, welches als ein heiliges Vermächtniß von Deinem Vater auf Dich vererbt ist. Scheel sehen würde Dein Volk, sollte es unter dem Szepter eines Fremdlings sich beugen, der ihm aufgedrungen ward, und verachten würde es Dich, der Du eine Krone wegwarfst, um Dich zum Dienstmann zu erniedrigen. Folge also dem ehrenvollen Rufe, der an Dich ergangen; mich aber laß hier, denn mich verlangt kein verwaisetes Volk und darum fühle ich mich verpflichtet, dem Könige von Dänemark, welcher so gnädig uns aufnahm, noch länger zu dienen; doch sobald ich meine Probezeit bestanden und den Ritterschlag verdient habe,

eil' ich in Deine Arme, und je schmerzvoller uns die Trennung gewesen, desto inniger werden wir dann das Glück unserer Wiedervereinigung fühlen.

Vergebens suchte Dieterich den festen Entschluß seines Freundes zu erschüttern, und sah sich endlich wider Willen genöthigt, der Meinung desselben beizupflichten. Er beurlaubte sich also vom Könige und dessen Hofstaate, und begab sich, von den Glückwünschen Aller begleitet, auf den Weg nach Brabant. Ach, wer ihn so in Schwermuth versunken sehen sah auf seinem Rosse, welches er hingehen ließ, wohin ihm beliebte, der hätte wohl nimmermehr gemeint, daß der junge Ritter hinziehe, einen Thron in Besitz zu nehmen; viel eher hätte er ihn für einen Verliebten gehalten, dessen Herzen die Untreue seiner Geliebten oder ihr Tod eine unheilbare Wunde geschlagen.

Es begab sich aber bald nach Dieterichs

Entfernung, daß die Königin von Dänemark krank ward und starb. Wohl wurden viele Herzen betrübt durch ihren Tod, aber keinem Auge entfloßen heißere Thränen um sie, als dem Auge Engeldruts. Still und stumm saß sie oft Stundenlang an einer Stelle und starrte zu Boden und regte sich nicht; sie vermied ihre Gespielen und ließ ihre Blumen vertrocknen und hatte für Nichts Sinn und Empfindung, als für ihre Schmerzen. Und der König, welcher seine Tochter unaussprechlich liebte, war ob ihres Kammers so beängstigt, daß er, seine eigene Betrübniß vergessend, auf Nichts bedacht war, als wie er Engeldruts Gemüth erheitern möge.

Da nun Engelhart in Erzählung schöner alter Sagen und Geschichten, so wie im Lautenspielen, sonderlich bewandert war, so meinte der König, es dürfte demselben leichtlich gelingen, durch angenehme und zerstreuende Unterhaltung den Sinn Engeldruts von

den schwarzen Bildern ihres Grams abzuwenden und ihr das Leben wieder lieb und theuer zu machen, wie es vordem ihr war. Deshalb ließ er den Jüngling zu sich rufen, und eröffnete ihm sein Vorhaben, daß er ihn zum Gesellschafter der Prinzessin ausersehen habe, damit er durch seine Rede und durch sein Spiel ihr Herz erheitere; zugleich verhiess er ihm reiche Belohnung, so es ihm gelänge, Edelbruts Schwermuth zu zerstreuen.

Da stand nun Engelhart vor dem Könige und schlug, statt zu danken, sein Auge verlegen zu Boden. So sehr ihn auch des Königs Begehren erfreute, so konnte er sich doch nicht verhehlen, wie gefährlich Edelbruts Nähe seinem Herzen seyn werde . . . Doch unvermögend, seinen innern Kampf sogleich zu entscheiden, verneigt er sich und sprach: Wie Ihr befohlen, Herr König, so will ich thun! —

Wochte nun die schöne Engelbrut schon vorher dem sittigen Jünglinge gewogen gewesen seyn, oder ward sie bezwungen durch die stille Gewalt seines Gesanges und seiner anmuthigen Rede, — einen bessern Seelensarzt hätte der König seiner Tochter nicht zuordnen können, als Engelhart, denn kaum war derselbe einige Tage um die Prinzessin gewesen, da gewann ihr Auge das fast verlernte Lächeln wieder, und vor ihm entwich der Gram, wie der Morgennebel vor den durchdringenden Sonnenstrahlen weicht.

Wohl traf es sich, daß in Stunden, wenn Engelbrut allein war, der entschlummerte Schmerz in ihrer Brust wieder aufwachte, und manch Thränlein, um die verlorene Mutter geweint, in ihren Schoos sank; so wie aber Engelhart mit seiner Laute in ihr Gemach trat und sein süßes Spiel anhub, entfloß der finstre Geist und nahm Engelbruts Thränen und ihre Seufzer mit sich.

Auch wenn die Prinzessin lustwandelte, war Engelhart ihr steter Begleiter. Nun geschah es, daß, als sie eines Tages im Grünen sich erging, ein Kindlein am Wege saß, welches mit Blumen spielte. Und als die schöne Engeldrüt nahe kam, streckte das Kind die kleinen Hände voll Blumen nach ihr aus und lallte: Mutter! lieb' Mutter! — Darüber hatte Engeldrüt große Freude und nahm das Kindlein auf den Arm und küßte seine rosigen Lippen und koscete mit ihm. Engelhart aber war in einiger Entfernung der Prinzessin nachgefolgt, und als er sah, was die Prinzessin that, da beneidete er das schuldlose Kindlein in seinem Herzen und dachte: Ach, daß ich auch ein Kindlein wäre, damit sie so mit mir koscete und Niemand dächte Ureiges dabei! — Als nun die Prinzessin das Kindlein wieder in's Gras gesetzt hatte und fürbaß gegangen war, nahm Engelhart das Kind auf seinen Arm und küßte heimlich mit

süßer Wollust die Lippen, welche die Prinzessin geküßt hatte, meinend, sie bemerkt es nicht. Aber Engelsdrut sah sich um, und als sie gewahrte, was Engelhart that, überflog eine holde Röthe ihre Wangen, wie wenn eine purpurne Abendwolke vorüberziehend im stillen See sich bespiegelt. — Sagt mir doch, ob die Prinzessin wohl erröthet wäre, wenn sie nicht errathen hätte, mit welchen Gedanken Engelhart das Kindlein küßte? —

Ach, es war ihr längst kein Geheimniß mehr, was Engelhart für sie empfand, so sehr er auch sein Gefühl zu verbergen sich bemühte. Wenn seine Stimme zur Laute klang rührend und sehnfüchtig, wie wenn die Nachtigall um ihre verlorne Brut klagt, dann hatte sich oft schon die Frage des Mitleids auf ihre Lippen gedrängt: Armer Jüngling, was ist Dir? — und doch hatte sie geschwiegen, weil sie fürchtete, er möchte ihr antworten: Engelsdrut, ich liebe Dich —

das ist's, was mir Schmerzen macht. — Auch jetzt schwieg sie, wie Engelhart schwieg, aber desto mehr empfanden Beide. So ist es ja, wenn die Liebe zwei Seelen einander zitternd entgegensührt, sie sind Eins, in einander zerronnen und versunken, aber der Mund scheut sich, das Wort Liebe auszusprechen, als sei es eine Zauberformel, wodurch die bösen Geister aus dem Höllenschlunde gelockt werden. —

Nachdem auf solche Weise Engelhart zwei Jahre lang und drüber am Hofe des Königs von Dänemark zugebracht hatte und in den Gesetzen der Ritterschaft wohl unterrichtet war, ertheilte ihm der König mit eigenen Händen den Ritterschlag. Bald nachher ward ein Lustgefecht angesetzt, zu welchem Ritter aus der Näh' und Ferne in großer Zahl sich einfanden, um den Siegsdank zu erringen, welchen die schöne Engeldrüt austheilte. Doch kein Ritter erschien in den

Schranken, von höherm Muthе entflammt als Engelhart . . . Ha, wie ungeduldig pocht ihm das Herz, vor Engelbruts Augen zu kämpfen, und als die Reihe an ihn kam, mit welcher Kraft traf seine Lanze und mit welcher Gewalt sein Schwert! — Schon viele Ritter hatte er niedergeworfen, und die Stimme aller Zuschauer sprach ihm bereits den Kampfpreis zu, als noch ein fremder Ritter in den Schranken erschien. Er war von riesenmäßiger Gestalt, schwarz sein Roß und von gleicher Farbe seine Rüstung. Zum ersten und zweiten Male rannte er mit Engelhart zusammen und keiner wankte; beim dritten Rennen aber zertrümmerte Engelharts Speer an der Felsenbrust des Gegners, Engelharts Roß sank keuchend zu Boden und warf den Reiter aus dem Sattel. Da schwang sich der schwarze Ritter behend von seinem Rosse und eilte auf den Gefallenen zu, doch nicht um sich seines Sieges zu

bedienen, sondern er richtete ihn auf und sprach: Reiche Deine Hand dem Isländer Thor Trygalsen, der um Deine Freundschaft wirbt. Du hast ihm die Stärke Deines Armes fühlen lassen, und er weiß, daß nicht sein Lanzenstoß Dich niedergeworfen hat, sondern die Untreue Deines Rosses! — Und sie umschlangen einander unterm Beifallsgeschrei der Zuschauer und die Trompeten schmetterten, das Ende des Turniers verkündend.

Da riefen die Kampfrichter: Der erste Dank gebührt dem Isländer Thor Trygalsen, der zweite aber Engelharten von Burgund! Hierauf näherten sich die beiden Sieger dem Sitz Engelbruts, und der Isländer empfing aus ihren Händen eine purpurrothe mit Silber durchwirkte Schärpe und ein paar goldene Sporen, Engelhart aber ein Damaszenerschwert mit goldnem Griff, doch der huldvolle Blick, mit welchem die

Prinzessin es ihm reichte, galt ihm mehr, als das Geschenk selbst.

Als nun das Fest Abends durch ein fröhliches Mahl gekrönt ward, und die versammelten Ritter im Schloßsaale unter rauschender Musik und lautem Jubel ihre Pokale leerten und den Damen ihres Herzens manches Lebehoch brachten, da entfernte sich Engelhart still aus dem lärmenden Kreise und die Sehnsucht nach Engeldrut trieb ihn in den Schloßgarten an die Stelle, wo er oft zu ihren Füßen gesessen und durch den Zauber der Töne ihr Herz gerührt hatte. Und er setzte sich im Gebüsch nieder, auf welches der Mond sein weißes Licht niedergoß und dachte an sie, die er liebte, mit Wonne und mit Schmerzen. Da rauschte es in den Zweigen und wie er aufschaute, stand das Bild seiner einsamen Träume, die schöne Engeldrut, vor ihm. Ritter! — sprach die Prinzessin nach einigen Augenblicken des

Schweigens — Es überrascht mich, Euch hier zu finden, während Eure Gesellschaft beim Pokal sich freuet. Warum flieht Ihr die Menschen und sucht die Einsamkeit auf? —

Die Einsamkeit, Prinzessin? versetzte Engelhart. Dort im Kreise der Ritter, wo die Freude nicht als eine beseligende Göttin, sondern als eine zügellose Bacchantin herrschte, fühlte ich mich fremd und unheimlich, und beleidigt durch das schallende Gelächter und den verworrenen Lärm floh ich in dieses stille Gebüsch. Hier träumte mir, es nahe sich mir ein Engel und nehme in einem leisen Kusse das Leben von mir . . .

Hier sank Engelhart vor der Prinzessin nieder und fuhr mit bebender Stimme fort: Ach, das Sterben war so süß, so süß! denn, Engeldrüt, der Engel warst — Du.

Da beugte von seiner stillen und frommen Liebe bezwungen Engeldrüt zu dem

Knienden sich herab und umfing ihn mit ihren Armen und ihre Lippen ruhten auf einander, wie wenn bei unbewegter Luft zwei Flammen in einander fließen, und Luna gedachte des schönen Jägers Endymion und der kurzen Freude ihrer Liebe, und zog einen Wolkenschleier über ihr trauerndes Antlitz, während unter ihr die Liebenden mit namenloser Wonne an einander ruhten. . . .

Aber der Verrath wachte und behorchte mit lauschendem Ohre das süße Geflüster der Liebe.

Einsam mit rachekochender Brust ging Ritschier von Engelland, des Königs Schwestersohn, in den finstern Laubgängen des Gartens umher. Voll stolzer Zuversicht, den höchsten Kampfspreis zu erringen, war er heut in die Schranken geritten, aber Engels harts Speer hatte den Uebermüthigen in den Staub geschleudert. Und nicht allein dies! — Sein spähendes Auge hatte den Blick

aufgefangen, mit welchem Engelbrut dem Sieger das Schwert reichte, er sah die Flamme verstoßner Liebe darin brennen . . . Du — murmelte er zähneknirschend — Du solltest glücklich seyn bei der, an welche ich Seufzer und Huldigungen vergebens verschwende? — Nimmermehr! —

Das Licht des Tages gehört dem Nachsinnen über edle und schöne Unternehmungen, in den Schatten der Nacht gedeihen die Pläne der Rache. So hatte auch Ritschier aus der Versammlung der Ritter sich hinwegbegeben, und war hinausgegangen in das schweigende Dunkel, um bei sich nachzudenken, wie er die von Engelharten ihm zugefügte Schmach demselben vergelte. Da machte ihn ein leises Gespräch im Gebüsch aufmerksam, er näherte sich behutsam und erkannte Engelharts und Engelbruts Stimmen. Schon zuckte seine Hand nach dem Schwerte, um den Verhassten mitten in seinem Liebestaumel zu

durchbohren, aber die ruhigere Besonnenheit hielt ihm den Arm, und er stahl sich leise und unbemerkt von dannen.

Aber am nächsten Morgen trat er in das Gemach des Königs und hinterbrachte ihm, daß er in der vergangenen Nacht im Schloßgarten die Prinzessin mit Engelhart in unkeuscher Umarmung betroffen habe. Darüber gerieth der König in so heftigen Zorn, daß er seine Tochter in einen finstern Thurm zu werfen, ihren Buhlen Engelhart aber mit dem Schwerte hinzurichten befahl.

Kaum aber war dieses harte Gebot zu den Ohren der Ritter gekommen, so entsetzten sich alle darüber, und überzeugt von Engelharts und der Prinzessin Unschuld suchten sie Gehör beim Könige und beschworen ihn mit dringenden Bitten, nicht die Ehre seiner Krone durch eine voreilige blutige That zu bestrecken, sondern die Anklage zuvor genau zu untersuchen.

Diese Vorstellungen fanden auch endlich erwünschten Eingang bei dem Könige, und er ließ Engelharten vor sich bringen, und machte ihm bekannt, wessen er von Ritschier angeklagt worden war. Aber der Prinzessin Ehre war Engelharten viel zu heilig, als daß er die nächtliche Zusammenkunft mit ihr hätte zugestehen sollen, ja er meinte, der Himmel werde eine Unwahrheit ihm leichter verzeihen, als ein solches den Gegenstand seiner Liebe entehrendes Geständniß. Darum läugnete er beharrlich Ritschiers Anklage, so sehr auch dieser darauf bestand, weshalb der König nach dem einstimmigen Rathe aller Ritter den Ausspruch that, daß Ritschier die Wahrheit seiner Anklage im Zweikampfe gegen Engelhart erweisen solle.

Als nun Engelhart diesen Ausspruch vernahm, ward die Stimme seines Gewissens laut, und er konnte sich nicht der Furcht erwehren, daß der Himmel zur Strafe seiner

Unwahrheit im Kampfe mit Nitschier gegen ihn entscheiden und seine Schuld an den Tag bringen werde, und noch bekümmelter ward er, wenn er bedachte, welches harte Schicksal alsdann der Prinzessin bevorstehe. Doch nach kurzem Nachsinnen über einen festen Entschluß wandte er sich zum Könige und sprach: Dank Euch, Herr König, daß Ihr mir verstattet, im Zweikampfe mit meinem Ankläger die Ehre der Prinzessin sowohl, als die meinige zu retten. Ob nun wohl das Verbrechen, dessen Nitschier mich anklagt, meine Seele nicht belastet, so bin ich doch anderer Vergehungen und Fehler mir bewußt, die ich noch nicht bereuet und gebüßt, darum vergönnt mir, in ein Kloster zu gehn und dort durch andächtiges Gebet und strenge Bußübungen zu dem vorhabenden Kampfe auf Leben und Tod mich vorzubereiten.

Diese Bitte konnte der König ihm nicht verweigern, und nachdem Engelhart nach

Verlauf von vier Wochen sich zum Kampfe zu stellen mit seinem Ritterworte angelobt hatte, verließ er den Hof des Königs von Dänemark, ohne daß ihm vergönnt war, zuvor noch einmal die holde Engelsdrut zu sehn.

Aber sein Weg ging nicht nach einem Kloster, sondern nach Brabant zu seinem Freunde Dieterich, und sonder Rast und Ruh ritt er Tag und Nacht, bis er bei demselben ankam. — Wer vermag das Fest ihres Wiedersehens zu schildern! Sie ruhten einander in den Armen mit dem Entzücken zweier Liebenden, die durch Meer und Berge und des Schicksals Härte Jahre lang getrennt waren und nun sich wiederfinden. Doch als der Sturm der ersten Freude sich gelegt hatte und ihre Herzen ruhiger geworden waren, zog Engelhart seinen Freund in ein abgelegenes Gemach, wo Niemand ihr Gespräch belauschen konnte, und nachdem er ihn hier von den Ereignissen am Hofe des Königs

von Dänemark vollständig unterrichtet hatte, schloß er mit diesen Worten: So weißt Du denn nunmehr, mein Dieterich, die bedrängte Lage, in welcher ich mich gegenwärtig befinde, und warum ich mich scheue, im Zweikampfe mit Ritschier des Himmels Gerechtigkeit zu versuchen. Deshalb bitt' ich Dich, lege Du meine Rüstung an, nimm mein Schwert und Roß und eile nach Dänemark, statt meiner zu kämpfen. Dein Herz ist rein von Schuld, darum wirst Du siegen und Engeldruts Ehre retten und Niemand wird errathen, daß Du statt meiner kämpfst, da wir einander so ähnlich sind von Gestalt und Antlitz, daß man uns vordem am Hofe zu Dänemark beständig verwechselte.

O mein Engelhart! rief Dieterich, mit stürmischer Hast seinen Freund umschlingend. Für Dich zu kämpfen und für Engeldrut — wie erhebt dieser Gedanke meine Seele, und jagt in freudiger Eile das Blut durch meine

Adern! Wohlauf denn! Wir tauschen unsere Rüstungen, unsere Rosse und Schwerter. Die ersten Strahlen der Sonne sollen mich auf dem Wege nach Dänemark finden, Du aber verweile allhier bis zu meiner Rückkehr! —

Der zum Zweikampf bestimmte Tag war gekommen und der König hatte sich nebst den Rittern versammelt, auch Ritschier harrte vor den Schranken der Erscheinung seines Gegners, da sprengte Dieterich mit staubbedeckter Rüstung auf seinem schäumenden Rosse heran, und neigte den Speer vor dem Könige und rief: Hier bin ich, Herr König! bereit, im Kampfe mit Ritschier von Engelland zu beweisen, daß er gelogen, wenn er behauptet, mich mit der Prinzessin Engeldrut in vertraulicher Umarmung im Schloßgarten betroffen zu haben. Wenn ich Wahrheit geredet, so helfe mir Gott; wo nicht, so treffe mich seine Strafe!

Da winkte der König, welcher nebst den Rittern den Angekommenen für keinen Andern als Engelharten hielt; die Trompeten schmetterten, die Schranken thaten sich auf, Ritschier und Dieterich sprangen von den Rossen, traten mitten auf den Platz einander gegenüber und entblößten ihre Schwerter.

Jetzt erklang der zweite Trompetenstoß und die Klingen der Kämpfenden begegneten sich Schlag auf Schlag; wüthend griff Ritschier an, dem die Begierde, seinen gehassten Nebenbuhler in das Reich des Todes zu senden, schier die Brust zersprengte, doch Dieterich, entflammt vom heiligen Gefühle der Freundschaft, begegnete ihm eben so wacker und blieb ihm nichts schuldig. Schon sprang aus vielen Wunden ihr Blut und floß in purpurnen Strömen an den blanken Rüstungen in den Sand; oft mußten sie Halt machen, weil die ermatteten Arme ihnen den Dienst versagten; dann standen sie

einander gegenüber, die schwankenden Leiber auf die blutgetränkten in die Erde gestoßenen Schwerter gestützt, blos mit drohenden Blicken sich verwundend. Doch kaum waren sie wieder zu einigen Kräften gelangt, so rissen sie die Schwerter in die Höhe und erneuerten ihren grimmigen Kampf, doch wollt' es weder dem Einen, noch dem Andern gelingen, seinen Gegner zu Boden zu strecken. Hitziger geworden durch die vergebliche Anstrengung ging jetzt Ritschier mit blinder Wuth auf Dieterich los, drängte ihn einige Schritte zurück, und erhob den Arm zu einem fürchterlichen Streiche, als Dieterich alle seine Kräfte sammelnd mit solcher Gewalt seines Gegners Arm traf, daß die blutende Faust mit festgehaltener Klinge in den Sand stürzte. Gräßliche Verwünschungen ausschüttend taumelte Ritschier nieder, und erhob noch drohend den verstümmelten Arm, als Dieterich herbeieilte, ihm den Todesstoß zu versetzen.

Da glaubte der König, seines Verwandten sich annehmen zu müssen, und rief mit lauter Stimme: Halt ein, Engelhart, und schone dein Leben, so will ich Dir gewähren, was Du auch von mir fordern magst!

Wollt Ihr mir gewähren, was ich bitte — rief Dieterich, sein Schwert senkend — so will ich meine Rache vergessen und Ritschiers Leben in Eure Hand geben.

So sprich: was verlangst Du? versetzte der König.

Da forderte Dieterich getrost Engelsdrut zur Gemahlin, und der König, durch sein Wort gebunden, sagte sie ihm zu, ließ die Gefangene aus ihrem Kerker holen und vermählte sie mit Dieterich, worüber Engelsdruts Leid, da auch sie Dieterichen für Engelharten hielt, sich in große Freude verkehrte. Als aber die Neuvermählten im Brautgemach allein waren, sprach Dieterich: Laß uns diese Nacht, geliebte Engelsdrut, bloß from-

men Gebeten weihen, laß uns dem Himmel danken, daß er sich uns so gnädig erwiesen, und mit der Erfüllung unsers sehnlichsten Wunsches uns erfreuet hat, ich aber will, wie der nächste Morgen graut, zurück in das Kloster gehn und dort vier Wochen lang in Andachtsübungen zubringen, wie ich dem Himmel angelobet habe, so er mich siegen ließe. — Und sie beteten zusammen inbrünstig, und als sie das Lager bestiegen, legte Dieterich Engelharts Schwert zwischen sich und Engeldrut.

Am andern Morgen aber machte er sich, sein Gelübb vorschützend, sogleich auf den Weg nach Brabant, und als er Engelharten, welcher mit Furcht und Sehnsucht seiner Ankunft harrete, von dem glücklichen Erfolge benachrichtigt, wollte diesem die Freude fast das Herz zersprengen; ungestümen Dankes voll schlang er seinen Arm um Dieterichs Hals und rief; O geliebter Dieterich! Was Du

für mich gethan, das kann ich Dir nimmer vergelten. Aber der Himmel höre meinen Schwur: Solltest Du je in Fährlichkeit gerathen, und ich kann Dich daraus erretten mit dem, was mir das Liebste ist auf dieser Erde, so will ich mich keinen Augenblick bedenken, Dir solches zum Opfer zu bringen! Gott höre meinen Schwur und verfolge mich mit der schwersten Strafe, so ich meineidig werde! —

Nachdem nun die Freunde den gärtlichsten Abschied von einander genommen, ritt Engelhart nach Dänemark zurück und lebte fortan geehrt am Hofe des Königs und glücklich in den Armen seiner Engelsdrut, von welcher er nach Verlauf eines Jahres mit einem schönen Knaben beschenkt ward. Und weil bald nachher der König von Dänemark zu seinen Vätern ging, so erhielt Engelhart die Krone, und regierte in seinem Reiche so mild und gerecht, daß das Volk

ihn so innig liebte, wie Kinder ihren Vater lieben.

Während aber Engelhart so glücklich und zufrieden lebte, hatte seinen Freund Dietrich ein gar hartes Schicksal betroffen. Derselbe ward nämlich plötzlich von einer schweren Krankheit befallen, sein Angesicht wurde bleich und gelblich wie das Antlitz einer Leiche, die Lebenskraft entwich aus seinem Körper, die Muskeln erschlafften, das Fleisch trocknete zusammen und sein ganzer Körper erhielt das Ansehn eines Todtengerippes. Sein Athmen war ein bloßes Röcheln und seine Sprache ein unverständliches Geräusch. Vergebens zerbrachen sich die um Rath gefragten Aerzte die Köpfe, um die Ursach der Krankheit ausfindig zu machen, sie blätterten im Hippokrates und Avicenna und wenn sie das gethan, so waren sie doch nicht klüger als vorher, und der König blieb krank, wie er war. Als sie nun ihre Weisheit erschöpft

und alle Hoffnung aufgegeben hatten, berief Dieterich die Vornehmsten des Landes zu sich, und ernannte in ihrer Gegenwart einen seiner Anverwandten zum Reichsverweser; er aber befahl, daß man ihn nach Dänemark bringen solle, damit er, wenn der Himmel das Ende seiner Tage beschloss, in den Armen seines Freundes Engelhart verschende.

Ach, das war ein trauriges Wiedersehen! ein Gemisch von Thränen und wiederholten Klagen! Von welchem Schmerz ward Engelharts Brust zerrissen, als er die verwüsthete Gestalt seines Dieterich erblickte! Alle Aerzte seines Landes fragte er um Rath, und verhiess ihnen königliche Belohnung, wenn sie seinem Freunde die verlorene Gesundheit wiederzugeben vermöchten, allein sie richteten mit ihren Tränken und Pulvern und all' ihrer Kunst so wenig aus, als Dieterichs Aerzte.

Da begab es sich, daß ein weiser Mann

aus Arabien, welcher auf einer Reise nach Island begriffen war, nach Dänemark kam, und als er von der schweren Krankheit des Herzogs von Brabant hörte, so ließ er sich vor Engelhart bringen, und sprach zu ihm: Wohl giebt es ein Mittel, Herr König, Herzog Dieterichs Gesundheit wiederherzustellen, auch steht die Anwendung dieses Mittels in Eurer Gewalt, doch fürcht' ich Eure Ungnade, so ich es nenne.

Nenn' es getrost — versetzte der König — ich werde Dir nicht darum zürnen, das Mittel sei nun, welches es wolle!

Wohlan denn! sprach der Fremde — so wisset, was meine Kunst mich lehrte: Blos durch das Blut Eures Sohnes kann Herzog Dieterich genesen; so wie er einen Becher voll davon trinkt, wird die verlorene Gesundheit ihm sogleich zurückgegeben seyn, dies verbürg' ich Euch mit meinem Haupte. Ein anderes Mittel als dieses giebt es nicht!

Da winkte der König hastig dem Fremdlinge, sich zu entfernen, und als er allein war, ließ er seinem Schmerze freien Lauf und jammerte laut, daß er blos mit dem Tode seines einzigen geliebten Kindes das Leben seines Freundes erkaufen könne. Aber schnell sich ermannend rief er: Hinweg, zägende Gedanken, die ihr mit einem Meineid meine Seele belasten wollt. Dieterich! Ich habe geschworen, Dir, wenn Du je in Noth geriethest, mein Liebstes auf der Erde zu opfern, sobald ich Dich damit retten könne, — jetzt verlangt der Himmel Erfüllung meines Schwurs, ich will ihn halten, halten! und dann — mag mein Herz brechen.

Er eilte in das Schlafgemach seines Kindes und als er den Knaben in süßem Schlummer liegen fand, zog er rasch sein Schwert, trennte das lockige Haupt von dem schneeweißen Nacken, fing das strömende Blut in einem Becher auf und brachte ihn

mit zitternder Hand seinem Freunde Dieterich. Nimm und trink! sprach er. Ein fremder Arzt hat dieses Getränk bereitet und dessen glückliche Wirkung mit seinem Leben verbürgt. — Dieterich nahm und trank, und kaum hatte er den Pokal geleert, so fühlte er frisches Leben in seinem Körper; er sprang von seinem Lager in die Höhe und eilte auf Engelhart zu, um ihn in seine Arme zu drücken. Aber jetzt brach der Schmerz in der Brust des Waters allgewaltig los, schneebleich, mit starrenden Thränen im Auge taumelte Engelhart gegen die Wände des Gemachs und fuhr krampfhaft mit den Händen nach seiner Brust, als suche er das Herz darin, um es von sich zu schleudern. —

Eine fürchterliche Ahnung durchflog Dieterichs Seele. Unglücklicher! rief er. Was hab' ich getrunken? Rede, sprich! — Es war das Blut meines Kindes! stammelte Engelhart und sank bewusstlos zu

Boden. Da stürzte Dieterich, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, in das Schlafgemach des Knaben, doch sein Schrecken verwandelte sich in die unermesslichste Freude. Frisch und munter, ohne die mindeste Verletzung, saß das Kind in der Wiege und streckte Dieterichen lächelnd seine Händchen entgegen. Wie er es aber in die Höhe hob, gewahrte er, daß sich ein feiner rother Streif, wie ein seidener Faden, um den Hals des Knaben zog — da erkannte er Gottes Finger und er nahm das Kind auf, trug es in die Arme des erstaunten Vaters und sprach: Siehe, Dein Kind lebt, es ist vom Himmel wunderbarlich erhalten worden um Deiner treuen Freundschaft willen! —

Bald nachher schied Dieterich von seinem Freunde, kehrte in sein Reich zurück und regierte dasselbe mit Weisheit viele Jahre. Engelharts und Dieterichs Freundschaft aber ist in Norden zum Sprichwort

geworden, und es galt lange Zeit als der
feierlichste Schwur, wenn zwei Freunde ein-
ander treu zu seyn gelobten, wie Engel:
hart und Dieterich.

Klotar.

S i t u a t i o n e n
aus Philipp Springers Leben.

Mein Vater starb, als ich sechzehn Jahre alt war. Ich sollte Theologie studiren, obgleich wegen meines sanguinischen Temperaments und des Leichtsinns, den ich von der Mutter Natur zur Mitgabe empfangen hatte, der geistliche Stand für mich eben nicht zu passen schien. Zwar suchte mein Vater den mir angeborenen Hang zu muthwilligen Streichen theils durch Ermahnung, theils durch Züchtigung zu moderiren, allein kaum waren die Ermahnungen angehört und die Schläge aufgeladen, so hatte ich auch schon wieder einen Geniestreich verübt, um dessentwillen

ich einen neuen Gedenzettel bekommen haben würde, wenn ich nicht schlaun und pfiffig meine Nuthwilligkeiten auf allerlei Art zu verbergen und zu bemänteln gewußt hätte. Glücklicher Weise besaß ich dieses Talent in einem hohen Grade und entging so mancher wohlverdienten Züchtigung.

Ohngesähr in meinem zwölften Jahre fing ich an, Romanen, Komödien und Gedichten vielen Geschmacf abzugewinnen. Die Bibliothek meines Vaters bestand blos aus etwa 30 Bänden und enthielt Nichts, als Andachtsbücher und einige populär:medizinische Schriften, ungerechnet eine bedeutende Kalenderammlung. So lange ich von andern Büchern nichts wußte, begnügte ich mich mit dieser Lektüre; besonders hielt ich mich an die Kalender, weil diesen verschiedene lustige Geschichten angehängt waren. Eines Tages aber in der Klasse bemerkte ich, daß mein Nebenmann, während die

Geographie von Polynesien vorgetragen wurde, versthlen in einem Buche las; ich wollte wissen, was es sei, er sagte mir, es sei eine ganz herrliche Rittergeschichte, und versprach, wenn ich ihn nicht verriethe, sie mir ebenfalls lesen zu lassen. So viel ich mich entsinne, hieß der Roman: Kurt von der Wetterburg. Zwar hatte mein Vater das Romanlesen mir streng verboten, weil nach seiner Ansicht die Köpfe der Jugend dadurch mit allerhand schwärmerischen Ideen und chimärischen Hoffnungen angefüllt würden, womit das wirkliche Leben im grellsten Kontrast stände — allein, so ist der Mensch! Verbotene Früchte locken ihn am meisten. Ich erhielt das Buch, ich las es und eine ganz neue Welt ging mir auf. Das waren Menschen nach meinem Sinn! Das mußte nach meinen Begriffen eine herrliche Zeit gewesen seyn, wo statt der Hute und Ueberröcke Helme und Panzer.

statt der Spazierstöcke und Tabakspfeifen Schwerter und Lanzen Mode waren, wo die edlen Ritter in der halben Welt nach Abentheuern umherstreiften, geraubte Jungfrauen retteten, bei Turnieren ihre Gegner in den Sand warfen und zum Lohne ihrer Tapferkeit Liebesblicke, Schärpen und goldene Sponsen erhielten.

Von nun an lebte und webte ich ganz in den Ritterzeiten, denn ich verschlang mit meinem Freunde alle Ritterromane, die nur in der kleinen Leihbibliothek des Orts zu haben waren, und da ich wegen des väterlichen Interdikts von dieser Lektüre zu Hause Nichts durfte blicken lassen, so las ich entweder, wenn ich zum Spazierengehen Erlaubniß erhalten hatte, in einem einsamen Wäldchen nicht weit von der Stadt, oder auch in den Schulstunden. Das letztere ging recht gut an, da wir beiden Romanleser auf einer der hintersten Bänke saßen und der

Lehrer noch dazu ein kurzes Gesicht hatte. Während er nun den Kornelius Nepos oder Phädrus erklärte, unterhielten wir uns ungestört mit dem Hasper a Spada, dem Rinaldo Rinaldini, den zwölf schlafenden Jungfrauen, den Löwenrittern und andern Geschichten, die im letzten Dezennio des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Romanliteratur Epoche machten. Vorzüglich benutzte ich die Stunden der Mathematik zu meiner Lektüre, denn diese Wissenschaft war mir die trockenste und langweiligste unter allen, und unbegreiflich blieb es mir, was die Demonstrationen von graden, spitzigen und stumpfen Winkeln, von gleich- und ungleichschenkelichen Triangeln und dergleichen uns nutzen sollten.

Um mir die langweilige Stunde zu verkürzen, hatte ich früher, während der Lehrer mathematische Figuren an die Tafel malte, mich damit beschäftigt, allerhand

Fräzengesichter zu zeichnen, welche ich zirkuliren ließ. Oft wurde daher der Lehrer, indem er demonstirte: Wenn die Seite A. B. gleich ist der Seite B. C. und die Seite B. C. gleich ist der Seite A. C., so muß auch die Seite A. C. gleich seyn der Seite A. B. — durch ein schallendes Gelächter unterbrochen. Natürlich dachte er, es gelte seinem Vortrage, da er von meiner Karikatur nichts wußte, und nun wandte er sich in seinem Zorne gegen uns, schüttelte seine Perücke, wie (nach Homer) der Olympische Jupiter seine ambrosischen Locken schüttelte, wenn er in Grimm gerieth, und rief dann: Gottlose Buben, was giebt's da zu lachen? Paßt auf, das rath ich Euch! denn nachher werd' ich den, welcher gelacht hat, aufrufen, und weh' ihm, wenn er den Beweis nicht führen kann! — Weil man mir nichts Gutes zutraute, wurde ich sehr häufig aufgerufen; daß ich nichts wußte, verstand sich von selbst,

und ich wurde zur Strafe degradirt. Ich
härmt mich aber darüber nicht im Mindesten,
denn als ultimus war ich am weitesten
vom Sitze des Lehrers entfernt und konnte
desto ungestörter meine Romane lesen.

Nach einiger Zeit jedoch, als mir Göthe's
Werther in die Hände gefallen war, wollten
die Ritter; und Geistergeschichten mir nicht
mehr zusagen; die Ritter kamen mir zu grob
und ungehobelt und die Geister zu geistlos
vor. Jetzt mochte ich Nichts lesen, als Lie-
besgeschichten, und je rührender, desto bes-
ser. Es gelang mir auch, meinem Freunde
den nämlichen Geschmack beizubringen, wel-
ches nöthig war, da er die Bücher besorgte.
Nun lasen wir nach einander Herrmann und
Ulrike, Guido von Sohnsdom, die Familie
Halden, den Naturmenschen und ähnliche
Romane, auch abwechselnd Mathissons und
Salis Gedichte, weil der in ihnen herrschende
elegische und sentimentale Ton uns gefiel.

Mein Vater erfuhr von meiner Romanleserei Nichts, doch hatte ich mir aus den gelesenen Büchern eine Menge schöner Phrasen gemerkt, mit welchen ich (fast ohne es zu wissen) meine Rede ausschmückte. Da sprach ich bald von der Liebe himmlischer Schwermuth und den süßen Thränen der Sehnsucht, bald von namenlosen Gefühlen und herzerreißenden Qualen, von Luna's Silberschimmer, von Aeolsharfontönen, von melodischem Gesäusel und dergleichen. Mein Papa, welcher sehr wohl merkte, daß ich nicht wie andere Leute sprach, sagte daher oft zu mir: Philipp, sprich doch, wie Dir der Schnabel gewachsen ist.

Von solchen romantischen Ideen erfüllt, wünschte ich Nichts sehnlicher, als mit einem Mädchen einen Liebesroman spielen zu können. Schon dachte ich mir alle Szenen durch. Ich fühlte im Geiste ihren Händedruck, ihren ersten schüchternen Kuß. Ich hörte, wie sie mir zulispelte: Ich liebe

Dich! und Dein auf ewig! Ich ging mit ihr im Mondscheine spazieren, schwärmte und dichtete Hymnen auf sie. Um den Roman noch romantischer zu machen, mußten aber die Eltern meiner Geliebten unserer Liebe zuwider seyn, wir mußten leiden und nach einander schmachten, und endlich sollte kein anderer Ausweg übrig bleiben, als Entführung. — Ha, wie freute ich mich auf die Entführung! — Allenfalls (spann ich meine Gedanken weiter aus) mag ein Anderer mir in den Weg treten; ich werde eifersüchtig, gerathe in Verzweiflung, fordere meinen Nebenbuhler auf Pistolen und schieße ihn nieder . . . Daß ich bei der Affaire gut wegkommen mußte, verstand sich von selbst.

Ich hatte mir von dem Mädchen meiner Seele ein ohngefährs Bild entworfen, ich schrieb schwärmerische Briefe an meine unbekannte Geliebte und sagte ihr darin die aller schönsten Dinge vor, allein ich konnte

von diesen Briefen keinen Gebrauch machen, weil die Mädchen unsers Orts hinter meinem Ideale himmelweit zurückblieben.

Dies Wesen mochte ich einige Jahre getrieben haben, als eben mein Vater starb. Er war, was ich zu sagen vergessen habe, Küster an der Kreuzkirche zu W... Sein Tod brachte eine große Veränderung in unserer häuslichen Einrichtung hervor. Nach einem halben Jahre mußten wir die Amtswohnung räumen und meine Mutter erhielt nichts, als eine geringe Pension, welche, da ich noch zwei jüngere Geschwister hatte, kaum zur Bestreitung der nöthigsten Lebensbedürfnisse hinreichte. Wovon sollte ich nun studiren? — Meine Mutter konnte mich nicht unterstützen und Gönner hatte ich nicht, wie diese der Arme niemals hat. Es mußte also ein anderer Weg zu meinem Fortkommen ausfindig gemacht werden.

In **, einem Dorfe nicht weit von der

Residenz, lebte der Pfarrer Gottwalt, ein Anverwandter meiner Mutter. Auf ihr Geheiß meldete ich ihm den Tod meines Vaters und erwähnte zugleich der Verlegenheit, worein ich durch diesen Unglücksfall versetzt worden. Er schrieb mir wieder: Der Hofrath Hundt, einer der angesehensten Rechtsgelehrten in der Residenz, zugleich Schriftsteller, suche einen Sekretär; dieser Posten habe ihm für mich geeignet erschienen, weshalb er sogleich an den Hofrath geschrieben; doch müsse ich ohne Verzug nach der Residenz reisen und mich persönlich melden. — Als Beitrag zu den Reisekosten hatte der gute Alte drei Dukaten beigelegt.

Meine Mutter war hocheifrig über die günstige Aussicht, die sich mir eröffnete, und meine Freude kam der ihrigen gleich. Es war doch wahrlich nichts Geringses, der Sekretär eines berühmten Rechtsgelehrten und Schriftstellers zu werden!

Meine sieben Sachen wurden zusammengepackt und ich ließ mich auf der Post einschreiben. Sie ging erst in der Nacht ab. Meine Mutter hatte mir noch soviel Klugheits- und Verhaltensregeln mit auf den Weg zu geben, daß ich darüber schier die Stunde versäumt hätte, wo ich auf der Post mich einfinden sollte. Eben kommt Er noch zurecht, Musje! — rief der alte Schaffner mir entgegen, wie ich in vollem Trabe beim Posthause anlangte. — Wär' Er eine Minute später gekommen, so hätt' Er dem Postwagen nachlaufen können, denn Alles ist gepackt und die Passagiers sitzen schon drinnen. Geschwind setz' Er sich auf, dort hinten auf die Bank. Ich kletterte auf den Postwagen und nahm den mir angewiesenen Platz ein. Neben mir fühlte ich etwas Weiches, doch vermochte ich nicht zu unterscheiden, ob es ein Mantelsack, ein Waarenballen oder ein menschliches Wesen sei.

Es war eine schöne Nacht. Aus violetten goldumsäumten Wolken stieg der Mond in die Höhe; kleine weiße Wolken schwammen um ihn her, Schneeflocken oder Lämmern gleich. Jetzt ging die Straße durch einen Fichtenwald, nur sparsam durchdrang das Mondlicht die dichten Zweige und die Stille wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Geräusch, welches die schnarchenden Passagiers verursachten, oder durch das Geschrei eines aus seinem Schlummer aufgestörten Vogels. Ich verlor mich in Gedanken wegen meines künftigen Lebens und nickte endlich ebenfalls ein.

Brr! rief der Schwager, als ich erwachte. Wir hielten vor einer Dorfschenke. Die Passagiers gähnten und rieben sich den Schlaf aus den Augen, ich aber glaubte zu träumen, als ich ein niedliches Mädchen neben mir sitzen sah. Noch konnte ich ihr Gesicht nicht sehen, denn sie hatte es zum

Schutz gegen die kalte Nachtlust mit einem bunten seidnen Tuche bedeckt. Jetzt schlug sie es zurück, und ich blickte in ein paar schelmische Augen, in welche Amor zwei seiner schärfsten Pfeile für meine Brust verborgen zu haben schien. Ha, daß ich die Nacht über neben ihr gegessen hatte, ohne von meinem Glücke etwas zu ahnen! Die Passagiers stiegen ab, und ich reichte meiner schönen Nachbarin die Hand, um ihr das beschwerliche Herabsteigen vom Wagen zu erleichtern.

Freundlich nickte sie mir zu! Danke schöne! als eine Bassstimme rief: Bist Du da, Lore? — Hier, Vater! entgegnete sie und sprang auf einen bejahrten Mann zu, welcher vor uns gegessen hatte. Das war also der Herr Papa? —

Da du der Tochter gut bist — kalkülirte ich — so darfst du's mit dem Vater nicht verderben. Ich pflanzte mich also ganz dicht

an den Tisch, wo der Alte mit seinem Töchterchen saß, packte das Frühstück aus, womit die Sorgsamkeit meiner Mutter mich versehen hatte, und suchte ein Gespräch anzuspinnen, doch erhielt ich Nichts, als höchst einsilbige Antworten von dem Alten, obgleich ich (um mir ein Ansehn zu geben) nicht unerwähnt ließ, daß ich in die Residenz reise, um als Sekretair in die Dienste des berühmten Hofraths Hundt zu treten. Blos so viel erfuhr ich von ihm, daß er ebenfalls in die Residenz wolle. Eine angenehme Nachricht für mich! So hatte ich ja die fröhliche Aussicht, wenigstens noch einen Tag und eine Nacht neben Lorchchen zuzubringen. Wie wollte ich diese Zeit nutzen! — Es entging mir nicht, daß Lorchchen freundlich nach mir hinblickte; ich fing daher an (ohne mich jedoch in meinem gesunden Appetite stören zu lassen), mit ihr zu liebäugeln, war aber so unvorsichtig in meinem Augenspiel, daß der

Alte es bemerkte. Er runzelte die Stirn und warf mir einen Blick zu, welcher mir den Muth benahm, mich mit Lorch in der Augensprache weiter zu unterhalten. Hatte ich doch die Aussicht, bald wieder im Wagen neben ihr zu sitzen! — Allein der alte Griesgram machte mir einen Strich, durch die Rechnung. Wie wir nämlich wieder in den Postwagen stiegen, setzte er sich zu meinem größten Verdruß statt Lorchs an meine Seite, Lorch aber mußte auf der vordern Bank neben einem dicken Manne mit einem aufgedunsenen kupferrothen Gesichte, welcher unaufhörlich schlechten Tabak qualmte und von Nichts als Mastschweinen und Polnischen Ochsen sprach, Platz nehmen. Mißmuthig drückte ich mich in meine Ecke und fiel in eine Art Halbschlummer. Der Traumgott war barmherzig, er ließ mich Lorch an meiner Brust wiegen und glühende Küsse mit ihr wechseln. bis der Schall des

Posthorns mein Schattenglück von dannen wehte.

Wir waren bei der Poststation angelangt, wo die Wagen umgepackt wurden. Dieses Geschäft erforderte wenigstens einige Stunden, welche die Passagiers nach Belieben benutzen konnten.

In der Passagierstube befand sich ein breitarmiger gepolsterter zum Schlummer einladender Lehnstuhl. Zu meiner großen Freude nahm Lorchens Vater denselben in Beschlag, und fiel dem Morpheus in die Arme. Lorchens warf mir einen bedeutenden Blick zu, und verließ das Zimmer; ich folgte ihr — sie wartete an der Thür.

Ein Gespräch war bald angeknüpft. Sie besuchen also die Residenz, schönes Mädchen? fragte ich.

Sie bejahte.

„Wahrscheinlich werden Sie längere Zeit dort verweilen?“

Ein Jahr wenigstens. Ich lerne das
Sticken und Puzmachen. —

„Ich Glückseliger!“ rief ich exaltirt.
„So werden die nämlichen Mauern mich
mit Ihnen einschließen, ich werde die näm-
liche Luft mit Ihnen athmen.“ —

Sie lächelte bloß und — schwieg. „Wär
es Ihnen nicht gefällig“ — fing ich wieder
an — „eine kleine Promenade zu machen?“
Ich wollte ihren Arm fassen.

Nein, ich darf nicht — der Vater —

„Der schläft ja“ —

Wenn er aber erwacht? —

„Bitte, bitte! Ein Viertelstündchen
bloß — in die schönen Anlagen vor's Thor“ —

Sie bedachte sich; endlich: Gehn Sie
voraus — ich komme nach.

Ich ging voraus, und richtig! Sie kam
mir nach. Ha, wie triumphirte ich ob mei-
nes Sieges, der mir so leicht gemacht wor-
den war! —

Am Thore saß eine Frau, welche Erdbeeren feil hielt. Ich kaufte ein Tuch voll, um sie mit Lorch im Freien zu verzehren. Die Kleine kam heran, hing sich nachlässig an meinen Arm, und fragte, mir schalkhaft in die Augen blickend: Nun, wo wollen Sie mich denn hinführen?

Genes Gebüsch — versetzte ich pathetisch — ladet uns in seine vertraulichen Schatten. Dort wollen wir uns auf das Nasenpolster lagern, und unterm leisen Geflüster der Silberpappeln und dem muntern Gesange des Hänflings unsere Erdbeeren schmausen. Ja, mein liebes Lorch, wunderschön ist Gottes Erde und werth, darauf vergnügt zu seyn! —

Wir setzten uns in den Schatten, ich breitete das Tuch mit den Erdbeeren auf Lorchens Schoos, und wir ließen's uns schmecken.

Indem wir so saßen und plauderten und

scherzten, fiel eine Erdbeere in Lorchens Halstuch, sie griff darnach, um sie herauszuholen, allein die lose Nadel sprang und enthüllte mir Lorchens schneeweiße Brust. Sie erröthete, zog das Tuch näher an ihren Hals und steckte es fest zu. Allein der Anblick hatte Flammen in mein Blut gejagt, ich umschlang das Mädchen, meine Lippen glühten auf den ihrigen. Lorch, wie schön bist Du! stammelte ich, wir sanken auf den Rasen und die Erdbeeren rollten auf den Boden.

Sie glühte wie ich, und ihre Lippen bebten unter meinen feurigen Küssen. Laß mich, lieber Junge! bat sie ängstlich, aber ich ließ sie nicht. . . . Da entwand sie sich kraftvoll meinen Armen und sprang wie ein gescheuchtes Reh fort. Ich eilte ihr nach, allein eine Baumwurzel kam mir in den Weg, ich stürzte hin und riß mir an einem dünnen Ast die Lippe auf. Lorch blieb

stehn, allein statt mich zu bemitleiden, lachte sie über meinen Unfall. Es ist Dir schon recht! rief sie mir zu und zischte mich aus. Warum warst Du so unartig? Ich sprang auf, um die Lieblose zu bestrafen, allein sie war schneller als ich.

Lorchens Vater rieb sich eben den Schlaf aus den Augen, als ich in die Stube trat. Lorchens stand am Fenster und kicherte heimlich. Ich nahm mir vor, gegen sie den Gleichgültigen zu spielen, und zwar aus zweierlei Gründen: erstens, um sie wegen ihres lieblosen Lachens zu bestrafen, und zweitens, um den mißtrauischen Vater irre zu leiten. Lorchens war daher für mich so gut wie gar nicht in der Stube; ich sah mir die elenden Bilder, welche an der Wand hingen, mit solcher Aufmerksamkeit an, als ob es Meistersstücke der Kunst wären, blätterte in einem daliegenden Kalender und zählte endlich aus Langeweile meine Rockknöpfe.

Jetzt waren die Wagen gepackt; der Postillon rief uns. Meine List hatte doch etwas gefruchtet! — Setz' Dich wieder hinter, Lorchchen! sagte der Alte, wenn es Dir lieber ist, der Wind weht Dir nicht so sehr in's Gesicht! Sie ließ sich dies nicht zweimal sagen, ich aber fuhr fort, den Beleidigten zu spielen und würdigte sie keines Blicks. Vergebens war Alles, wodurch sie meine Aufmerksamkeit zu reizen suchte; sie ließ ihren Arbeitsbeutel und ihr Taschentuch fallen, ich regte keine Hand zum Aufheben; sie hustete und seufzte — ich war taub.

Als es dunkel geworden war und Lorchchens Vater nebst den beiden andern Passagiers auf der vordern Bank ein Terzett schnarchte, stieß Lorchchen mich mit ihrem Füßchen an und flüsterte: Bist Du denn böse auf mich? — Geh! sagte ich trohzig. Du meinst es nicht gut mit mir, sonst würdest Du nicht gelacht haben, als ich mich

verwundet hatte. — Es war ja nicht so böse gemeint! versetzte sie. Gib mir Deine Hand, Philipp; wir wollen wieder gut seyn.

Ich Weichherziger, wie konnte ich der Schmeichlerin widerstehen? — Mit ihrem dichten Schleier umhüllte die Nacht die Küsse und Umarmungen der Versöhnten.

Lorchen nannte mir die Nummer ihrer Wohnung, und wir machten Pläne, wie wir uns in der Stadt heimlich sehn und sprechen wollten, doch wurden mehrere als uns ausführbar verworfen. Endlich hatt' ich's. „Du bist mein Mühmchen, Lorchen; und ich bin der Herr Wetter. Ich komme zu Deiner Mamsell, um eine Arbeit zu bestellen; wir erkennen uns; ich weiß mich bei der alten Jungfer durch Schmeicheleien in Gunst zu setzen, dann kann es nicht fehlen, daß ich zu öftern Besuchen eingeladen werde, wir haben Gelegenheit, uns unbemerkt zu sprechen u. s. w. Nicht wahr, Lorchen?“ —

Sie fand meinen Einfall allerliebste und küßte mich dafür. Ja, die Liebe ist erfinderisch! —

„Frierst Du, Lorchchen?“ fragte plötzlich der Alte, indem er sich schüttelte und sich tiefer in seinen Mantel hüllte. Nein! versetzte sie. Mir ist recht warm! und ich schob mich sacht in meine Ecke. Das muß mit Wundern zugehen! brummte er, zog die Troddelmütze über die Ohren und nahm seine vorige Position ein. Ich wünschte ihm von ganzem Herzen angenehme Ruhe. —

Der Morgen begann zu dämmern. Durch den von Aurorens Gluth durchbrochenen Nebel stiegen die Kreuze auf den Thürmen der Residenz wie Goldflammen empor. Wir waren unserm Ziele nahe. Rasch ging es auf der Chaussee hin. Gärten mit geschmackvollen Landhäusern flogen an uns vorbei, Palläste schimmerten im Strahl der Morgensonne. Der Wagen rasselte durch die weitläufige Vorstadt in das hohe Thor, der

Schwager schmetterte ein fröhliches Morgenlied; jetzt hielten wir vor dem Posthause. Nur mit einem verstohlenen Händedrucke konnte ich von Lorch Abschied nehmen (denn der väterliche Argus bewachte uns); aber mein Blick versprach ihr baldiges Wiedersehen.

Mein Erstes mußte nun seyn, den Hofrath Hundt aufzusuchen. Mit Fragen kommt man durch die ganze Welt! pflegte mein Vater seliger zu sagen; ich hielt es daher für gar nichts Schwieriges, die Wohnung des Hofraths ausfindig zu machen. Allein Niemand von Allen, bei welchen ich mich darnach erkundigte, wußte mir Auskunft zu geben. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, wie ihnen die Wohnung ihres berühmten Mitbürgers so unbekannt seyn könne! — Endlich, nachdem ich wohl ein Duzendmal vergeblich gefragt hatte, traf ich's besser.

Zu Befehl, mein Herr! erwiederte der

Mann, an welchen ich mich diesmal wandte. Sogleich werde ich die Ehre haben, Sie hinführen; der Herr Hofrath wohnt in der . . . straße Nr. . . . 3 Treppen hoch.

Die Gefälligkeit des Fremden, der, so sehr ich auch deprezirte, sich doch nicht abhalten ließ, mich zu begleiten, setzte mich in Erstaunen. — Durch seine Unterhaltung wurde der ziemlich lange Weg mir verkürzt, er erzählte mir viel von den Herrlichkeiten der Residenz, von Paraden und Maskeraden, von Bällen und Opern, von verschiedenen Häusern und Lustorten, wo man sowohl sein Geld, als seine Gesundheit und Tugend zu verspielen schöne Gelegenheit habe u. s. w. Wie gesagt, der Weg wurde mir gar nicht lang, und meinethalben hätte er noch ein Stündchen dauern mögen, allein mein Begleiter machte jetzt Halt. Hier ist's! sagte er. Drei Treppen hoch. Befehlen Sie, daß ich auf Sie warte?

O mein Herr! versezt' ich mit einer äußerst verbindlichen Verbeugung. Wie dürfte ich Sie noch länger bemühen? Ich bin Ihnen sehr —

So empfehle ich mich Ihnen gehorsamst! erwiederte er, indem er mir die Hand entgegenhielt. Ich drückte sie ihm biederherzig mit meiner Rechten, während ich mit der Linken nach der Thürklingel griff.

Erlauben Sie — sagte er und hielt meine Hand fest.

„Kann ich Ihnen womit dienen?“

Ich wollte mir nur das taxmäßige Fuhrverlohn erbitten — sechs Groschen! —

Ah so — nun war mir das Betragen meines Begleiters mit einem Male erklärlich. Ich zog indeß den Beutel und zahlte; doch brummte ich, indem ich in's Haus trat: Gefälligkeit aus Eigennutz! Menschenliebe, die sich nach einer Taxe bezahlen läßt! Pfui! — Pfui! —

Meine drei Treppen waren gestiegen; ich klatschte mir mit dem Schnupstuche den Staub von den Stiefeln und zog sodann heftig die Klingel der Saalthüre, an welcher die Worte: Hofrath Hundt, mit Riesenbuchstaben angeschrieben waren.

So wie ich klingelte, erhob sich drinnen ein heftiges Hundegebell und eine kreischende Stimme frug: Was soll denn seyn? — Dieser Empfang versprach mir wenig. Die Thür öffnete sich und ich stand einem alten Weibe gegenüber, welches häßlich wie die Sünde aussah. Ein halb Duzend Mopse und Dachse fuhren mir zwischen die Beine und fingen einen solchen Lärm an, daß ich nicht zum Worte kommen konnte. Um mich vor den Bestien zu retten, trat ich einen Schritt zurück, und traf mit meinem Absaße einem Mopse so derb an die Nase, daß sein vorlautes Gebell in ein klägliches Gewimmer sich verwandelte. Die Alte wurde zur Furie.

Kann Er sich nicht vorsehn? schreie sie mich an. Muß Er denn zutreten wie ein Pferd? — Von mir wandte sie sich zum Hunde: Armes Bellinchen, wo thut dir's denn weh! Sei nur ruhig, mein liebes Bellinchen, sei ruhig! —

Während das Weib sich noch damit beschäftigte, abwechselnd dem Mopse zu liebe kosen und mir Grobheiten zu sagen, öffnete sich eine Seitenthür, und aus derselben kam ein langer hagerer Mann, in einen schmutzigen Schlafrock gehüllt, eine Gipspfeife im Munde. Auf seine Frage nach der Ursach des Lärms unterließ die Alte nicht, ihn mit beweglicher Zunge von meinem Vergehen in Kenntniß zu setzen. Er wandte sich hierauf zu mir mit der Frage: Was mein Anliegen sei? Ich brachte es stotternd vor, bezog mich auf den Brief des Pastors Gottwalt, und übergab ihm mein Zeugniß von der Schule. Er gab mir keine Antwort, sonz

bern nickte bloß einige Mal pagobengleich und winkte mir, ihm in seine Stube zu folgen.

Es sah darin sehr gelehrt aus (um nicht den Ausdruck: unordentlich zu brauchen). — Auf einem runden Tische mitten in der Stube, waren Akten, Briefe und andere Schreibereien durch einander geworfen; dazwischen standen einige Arzneigläser, eine Studirlampe, ein Tabakskasten, Kaffeegeschirr; auf den Papieren lagen einige braungeschmauchte Gipspfeifen und eine Fliegenklatsche. Links befand sich ein alter Schreibtisch, ebenfalls mit Papieren überfüllt, auf welchem zwei bestaubte Gipsbüsten aufgestellt waren. Im Fenster lag eine Klystierspritze und ein Schwamm. Rechts stand ein ebenfalls mit Büchern und Papieren belegtes Sopha, welches von einem Puzdel und einem Dachs in Beschlag genommen worden war. Nimmt man noch dazu zwei

über den Sopha hängende Porträts, deren Physiognomien (sollten sie erkennbar seyn) durchaus einem Restaurateur unter die Hände kommen mußten, und einen alten Bücherschrank, aus dessen halbgeöffneter Thür Folianten und Quartanten, in Schweinsleder gebunden, hervorsahen; so ist für denjenigen, welcher sich einen anschaulichen Begriff von dem Studirzimmer des berühmten Hofraths Hundt machen will, nichts von Bedeutung übergangen, besonders wenn noch bemerkt wird, daß auch der Fußboden mit allerhand Papieren bedeckt war. In Bezug darauf gab mir der Hofrath gleich bei unserm Eintritte die Weisung: Nehm' Er sich in Acht, damit er mir nicht ein Testament oder eine Vormundschaftsrechnung, einen Ehevertrag oder ein Scheidungsurteil oder gar eine meiner gekrönten Preisschriften mit Füßen tritt! —

Nachdem der Hofrath mein Schulzeug:

niß nochmals durchlesen hatte, fing er an:
Ich bin nicht abgeneigt, ihn als Secretarius
in meine Dienste zu nehmen, dieser Posten
aber Seht Er sich! —

Wohin denn? — Außer dem Stuhle,
auf welchem der Hofrath saß, war ja kein
Sessel in der Stube vorhanden und das Ka-
napee hätte ich erst von den beiden Hunden
erobern müssen, ich sagte also: Unterthänig-
en Dank, Herr Hofrath! Ich komme vom
Sitzen — (Es war aber eine unverschämte
Lüge.)

Dieser Posten, fuhr er fort, erfordert
rastlose Thätigkeit, Aufmerksamkeit, Akku-
ratesse, Gewissenhaftigkeit, Verschwiegen-
heit — und so nannte er noch eine Menge
Eigenschaften her, die ich besitzen sollte. Als-
dann machte er Miene, ein Examen mit mir
anzustellen. Seine erste Frage war: Quot
sunt praecepta juris?

Glücklicherweise hatte sie mir ein alter

juris practicus meines Orts in's Stammbuch geschrieben, sonst hätte ich sie nicht gewußt, und der Hofrath selbst schien auf ein nescio gerechnet zu haben, denn er lächelte recht pfiffig bei seiner Frage, aber ich antwortete rasch: *Tria: Honeste vive, neminem laede, suum cuique tribue.*

Bene! sagte der Hofrath, und ich hatte durch die prompte Beantwortung dieser Frage bei ihm soviel gewonnen, daß er nicht weiter examinirte. Doch mußte ich noch eine von ihm geschriebene gelehrte Abhandlung *de calceis veterum* vorlesen, wobei er mir mit sichtbarem Wohlgefallen zuhörte, entweder weil ich gut vorlas, oder was das Wahrscheinlichere ist, weil das, was ich vorlas, seine Arbeit war. Als ich geendet hatte, sagte er, Da Er sich zu qualificiren scheint, so trage ich kein Bedenken, Ihn (wie hiermit geschieht) zu meinem Secretatio anzunehmen. Außer freier Star-

tion und Beföstigung erhält er ein jährliches Fixum von zwölf Thalern. Wenn Er die Gelegenheit wahrnimmt, so kann er bei mir in literis ungemein viel profitiren. Da ich mich gegenwärtig mit einer neuen kritischen Edition von Johann Döplers Theatrum poenarum, suppliciorum et executionum criminalium beschäftige, so soll es Seine erste Arbeit seyn, das Manuscript, welches circa 400 enggeschriebene Bogen enthalten wird, ins Reine zu bringen.

O der bitteren Täuschung! — Gott weiß, wie es gekommen war; ich hatte mir den Hofrath als einen feinen eleganten Mann gedacht, der sich mehr mit Humanioribus, als der juristischen Praxis beschäftige, nun traf ich statt dessen einen bestaubten Antiquitätensjäger, der vielleicht von Schiller, Göthe und Matthison so wenig wußte, als ich vom Döpler, den ich abschreiben sollte.

Schon die musterhafte Ordnung, welche

Im Studirzimmer des Hofraths herrschte, führte mich auf die Vermuthung, daß er unverheirathet sei, und so war es auch. Die Megära, welche mir die Thür öffnete, war seine Haushälterin und die Pflegerin seiner Kopse. Der Hofrath befahl ihr, mir meine Arbeitsstube anzuweisen. Hiermit war aber nichts Anderes gemeint, als eine Kammer, die ich mit fünf Schritten ausmessen konnte, und die bloß durch ein kleines in einen finstern Hof gehendes Fenster sparsames Licht erhielt. Das ganze Mobiliare bestand in einem Tische, dem ich seinen Wankelmuth durch ein untergelegtes Holz benehmen mußte, in einem Schemmel und einem elenden Bette. Durch meinen kleinen Koffer, den ich von der Post herbeischaffen ließ, wurde der Raum vollends so verengt, daß ich mich kaum umdrehen konnte.

Herabgeschleudert vom Gipfel meiner geträumten Hoffnungen, mit dem Abschrei-

ben des trocknen Döpler beschäftigt, wäre ich ein Raub der Verzweiflung geworden, wenn nicht Lorchens Liebe mich aufrecht erhalten hätte. Sie war mir in meiner traurigen Lage das, was dem Gefangenen ein freundlicher Sonnenstrahl in der Nacht seines Kerkers ist. Allein ich mußte noch mehrere Tage meine Begierde, sie wiederzusehn, in Zaum halten.

Wahrscheinlich in der löblichen Absicht, mich vor jugendlich-muthwilligen Streichen zu bewahren, wurden mir von meinem Prinzipal die Erholungsstunden sehr knapp zugemessen. Sie beschränkten sich lediglich auf ein paar Stunden des Sonntags Nachmittags. Sonntags früh mußte ich noch am Döpler schreiben; nach Tische sollte ich den Gottesdienst besuchen, und dann war mir vergönnt, einige Stunden spazieren zu gehn, jedoch mit dem strengen Befehl, Tanzbällen und öffentliche Orte zu meiden, welche

der Hofrath Schulen des Lasters und Tumselplätze der Sünde nannte.

Endlich kam der ersohnte Sonntag. Daß ich nicht in die Kirche, sondern Lorchon aufzusuchen ging, brauch' ich wohl nicht erst zu sagen. Es kostete mir viel Zeit, die Wohnung der Mamsell Dupont (so hieß die Putzmacherin, bei welcher Lorchon lernte) ausfindig zu machen. Meine Rolle hatte ich mir schon überdacht; ich konnte sie nicht natürlicher spielen, als wenn ich, sowie ich die Thür öffnete, mit ausgebreiteten Armen und dem Ausruf: Liebe Kousine! auf Lorchon zuicilte — indessen es kam anders.

Als ich zweimal, ohne daß Herein! gerufen wurde, angeklopft hatte, nahm ich mir die Freiheit, die Thür zu öffnen, und nun — stand ich da, und wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen durfte. Lorchon saß auf dem Sopha neben einem hübschen elegant gekleideten jungen Manne. Beide

schienen über mein plötzliches Erscheinen betroffen, vorzüglich Lorch; doch ging sie mir gefaßt entgegen, und fragte: Was steht zu Ihrem Befehl, mein Herr?

Diese Anrede machte mich so bestürzt, daß ich die Antwort schuldig blieb.

Wahrscheinlich — fuhr sie fort — wünschen Sie Mamsell Dupont zu sprechen? Ich bedaure — sie ist vor ohngefähr einem halben Stündchen ausgegangen. —

Unterdessen hatte ich mich ein wenig gesammelt und sagte: Nein, liebste Koussine! Blos das Verlangen, Sie zu sehn —

Koussine? Ich mußte nicht, daß ich die Ehre hätte —

Sekretär Springer! antwortete ich mit einem Bückling.

In der That — ich kann mich unserer Verwandtschaft durchaus nicht entsinnen, und bitte Sie daher, mich mit Ihrem Besuche zu beehren, wenn Mamsell Dupont zugegen ist.

Zorn und Schaam trieb mir eine glühende Röthe in's Angesicht. Mit einem hämischen Seitenblicke auf den jungen Mann, welcher ruhig auf dem Sopha sitzen blieb und mit seiner Uhrkette tändelte, stammelte ich: Wahrscheinlich, Demoiselle, hat sich der Herr dort wegen seiner Verwandtschaft mit Ihnen besser legitimirt, als ich — es wäre also unverzeihlich, wenn ich durch meine Gegenwart Ihre angenehme Unterhaltung länger stören wollte.

Hiermit glaubte ich etwas recht Reißendes gesagt, und Lorchens Empfindlichkeit gereizt zu haben, allein sie lächelte ganz unbefangen, machte einen ziemlich nachlässigen Knix, und indem ich einige Schritte zurücktrat, war die Thür, eh' ich mir's versah, mir vor der Nase zugeschlossen! und drinnen wurde laut gelacht.

Himmel und Hölle! Ich, der ich mich durch meine Roman-Lektüre zum vollkommensten

Kenner des weiblichen Geschlechts gebildet zu haben glaubte, war von einem Mädchen, welches kaum die Kinderschuhe ausgetreten hatte, am Narrenseile geführt worden. Ich hätte mich prügeln, oder die Falsche umbringen mögen, so erboßt war ich! —

Mit Gedanken der Rache beschäftigt, eilte ich nach Hause. — Bestraft sollte die Treulose werden, aber wie? — Döplers Theatrum poenarum konnte mir nicht zum Rathgeber dienen, sondern ich mußte meinen eignen Erfindungsgeist anstrengen. Es kostete mir wirklich Mühe genug, mit meinem Racheplane fertig zu werden; endlich, nachdem ich Alles reiflich erwogen hatte, nahm ich ein Blatt Papier und schrieb, was mir der Zorn in die Feder diktirte:

„Heuchlerische, giftige Schlange!
Du hast mich belogen, Du hast mich betrogen!
Leichtsinnig hast Du Dich in die Arme
eines Andern geworfen und meine treue und

aufrichtige Liebe mit der schändlichsten Untreue belohnt. Aber Du machst Dir vergebliche Hoffnung, wenn Du denkst, daß ich deswegen Thränen vergießen und mir die Haare ausraufen werde. Falsche, Du verdienst es nicht, daß ich mich um Deinetwillen betrübe. — Allein die Zeit wird kommen, wo Du von Deinen Anbetern verlassen bist, wo Niemand vor Dir auf den Knieen liegt und Dir Schmeicheleien sagt — dann wirst Du es bereuen, mit bitteren Thränen bereuen, daß Du mich hintergingst!“ —

Es dämmerte schon, als ich mit dieser Epistel fertig war, die ich für ein Meisterstück hielt. Schwerlich wird Jemand den ungewöhnlichen Weg errathen, auf welchem ich sie in die Hände meiner Ungetreuen bringen wollte. — Ich nahm einen Stein von der Straße auf, schlug meinen Brief darum, eilte nach der Wohnung der Dupont und

klirr! flog der ungenießbare Kern mit der bittern Schale durch die Fensterscheibe in's Zimmer; ich aber lenkte geschickt in ein dunkles Gäßchen ein, um nicht mit der Polizei in unangenehme Berührung zu kommen. Daß ich wohlweislich meinen Namen unter den Brief zu setzen vergessen hatte, läßt sich leicht denken.

Als ich nach Hause kam (es war schon zehn Uhr vorbei und der Hofrath lag bereits in den Federn) brummte die Haushälterin, indem sie die Thür öffnete, etwas von läuderlichen unordentlichen Menschen, welches ich auf Niemanden anders, als auf mich beziehen konnte — indeß bezähmte ich meine Empfindlichkeit, weil ich fürchtete, die Altmöchte, wenn ich mich mit ihr in einen Wortwechsel einließe, das ganze Haus in Alarm bringen. In meinem Kämmerlein aber tanzte ich und pfiß und freute mich meines wohlausgeführten Streiches, doch mein Freu-

denrausch dauerte nicht einmal bis an den andern Morgen. Ein fataler Traum nämlich machte mir meine Freude zu Wasser. Ich sah im Traume Lorchchen mit dem jungen Herrn. Dieser las mit komischem Pathos meinen Brief her, den ich durchs Fenster geworfen hatte, und wollte sich mit Lorchchen fast todt darüber lachen. Sie nahm ihm das Papier aus den Händen und machte Haarswickeln daraus; er aber sagte: Wenn ich nur den Musje Naseweis hier hätte; so wollte ich ihn mit meiner Reitpeitsche so bedienen, daß ihm das Briefeschreiben vergehen sollte. — Herr! (rief ich hervortretend) Sie sind ein malitiöser Schwabb! hatte ich die mir zgedachten Hiebe, und — erwachte davon.

Dieser Traum versetzte mich in eine äußerst unbehagliche Stimmung; selbst beim Erwachen war mir's immer noch, als ob ich Lorchchen mit ihrem Galan über meinen Brief,

von welchem ich mir doch einen ganz andern Effekt versprach, lachen hörte, und die Peitsche fühlte. Lange fehlte es mir an einer schicklichen Gelegenheit meinen Unmuth an irgend einem Gegenstande auszulassen, bis der Mops, den ich gleich bei meiner Ankunft mit einem derben Nasenstüber begrüßt hatte, und der mich seitdem nicht recht leiden konnte, auf den unglücklichen Einfall gerieth, mir, als ich eines nöthigen Geschäfts halber über den Saal ging, nach den Weinen zu fahren. Ich nicht faul, faßte den heißigen Patron beim Felle, schleppte ihn in meine Stube und zergerbte ihn mit meinem Ziegenhainer dermaassen, daß er Ach und Weh schrie. Durch die Jammertöne ihres Lieblings wurde die Haushälterin herbeigelockt; sie fand mich in der Exekution begriffen, wollte mir in die Haare fahren, und ergoß sich in allerhand Schimpfreden, worauf ich ihr die Antwort nicht schuldig blieb. Als es ihr endlich ge-

glückt war, den Mops aus meinen Mörder-
fäusten zu retten, wie sie sich auszudrücken
beliebte, lief sie wüthend fort, um mich beim
Hofrath zu verklagen.

Ohngefähr nach einer halben Stunde
wurde ich zu demselben zitiert. Springer!
hob er an. Was soll ich von Ihm denken?
Ich hielt Ihn für einen ordentlichen und ge-
sitteten Menschen, als ich Ihn in meine
Dienste nahm — nun sehe ich aber zu mei-
nem großen Leidwesen, das Er das nicht ist.
Was hilft's Ihm die *praecepta juris* zu
wissen, wenn Er nicht darnach handelt! —
Heißt das *honeste vivere*, wenn man erst
gegen Mitternacht nach Hause kommt, wie
gestern geschehn ist? Heißt das *neminem
laedere*, wenn man arme Thiere prü-
gelt? —

Die Bestie wollte mich beißen! unter-
brach ich ihn.

Und mich — schrie die Haushälterin,

welche eben die Stubenthür öffnete, an welcher sie gehorcht hatte, — mich hat Er ein altes Sauleder geheißt. He, kann Er's läugnen? —

Verbi veritatem testatus adspectus! sagt' ich, mit den Fingern auf Barbara's schmutzige Schürze hinweisend.

Bleib' Er mir mit dem Französischen vom Leibe! schrie sie noch heftiger, als zuvor — sonst . . .

Hier hob sie den Vorstisch in die Höhe, welchen sie in der Hand hielt. Ich sah dies für eine Kriegserklärung an, und hielt es deswegen für nöthig, mich in Vertheidigungsstand zu setzen, weshalb ich einen mäßigen Quartanten, welcher eben da lag (es war Heil's judex et defensor) ergriff und mit demselben, wie mit einem Schilde, mich deckte. Ich war auch so glücklich, den wüthenden Angriff meiner Gegnerin abzuwehren, allein sie erhielt plötzlich Succurs von

zwei Dachsen, welche, als sie ihre Pflegerin auf mich eindringen sahen, mich beim Rockzipfel faßten, so daß ich mir im Drange der Noth nicht anders zu helfen wußte, als mit dem Heil auf die neuen Feinde loszuschlagen. Unglücklicherweise fiel mir die Waffe aus der Hand, und dadurch gelang es meiner Gegnerin, mich mit dem Borstwische zu erreichen. Wüthend über den Schlag, welchen sie mir beibrachte, verwandelte ich mein bisheriges bloß defensives Verfahren in ein offensives, indem ich Carpzov's Practica rerum criminalium mit beiden Händen ergriff und damit auf Barbara losging. Es glückte mir auch, theils durch den ungeheuren Folianten, theils durch meine drohenden Gebehrden meiner Feindin ein solches Schrecken einzujagen, daß sie zur Stube hinausflüchtete.

Der Hofrath hatte mehrmals versucht, unserer Bataille ein Ende zu machen, sich aber immer wieder zurückgezogen, wahr:

scheinlich weil er fürchtete, daß wir in der Hitze des Gefechts den seiner Person gebührenden Respekt vergessen möchten. Jetzt legte ich den Carpov hin und sagte: Vergeben Sie, Herr Hofrath; es war blos Nothwehr von meiner Seite, die Barbara war fax et tuba — —

Was — was war' ich? schrie die Haushälterin, die Thür aufreißend. Er ist ein — ein — ein — (ich will die Kraftausdrücke gar nicht hersehen) und wenn Er morgen noch im Hause bleibt; so geh' ich, ich gehe, so wahr ich Barbara heiße . . . Knall! flog die Thür zu.

Springer! — nahm mein Prinzipal das Wort — Er hat Unfrieden in mein Haus gebracht, er hat sogar in meinem Studierzimmer einen groben Exzeß begangen, Er hat sich an den ehrwürdigen Männern Heil und Carpov vergriffen, dadurch aber zugleich die mir gebührende Achtung verletzt,

so daß ich um Ruhe zu haben und ähnlichem Skandal vorzubeugen (er hätte hinzusehen sollen: hauptsächlich aber, um der Barbara ihren Willen zu thun) Ihn, wie hiermit geschieht, seines Dienstes entlasse.

Zwar war dieser Abschied, wie ich recht wohl wußte, nicht in gehöriger Form Rechtens, allein Porchens Untreue hatte mir den Aufenthalt in der Residenz verleidet, Döpler war mir verhaßt und die ganze Lebensweise im Hause des Hofraths behagte mir nicht; übrigens konnte es mir, wie ich glaubte, mit meinen Talenten, von denen ich ziemlich hohe Begriffe hatte, gar nicht fehlen, auf eine anständige Art in der Welt durchzukommen. Ich machte also keine Einwendungen, sondern nahm meinen Abschied und den Gulden, welchen mir der Hofrath als eine Gratifikation auszahlte. Zur Erleichterung meines Fortkommens machte ich von meinen Haabseligkeiten Alles, was mir nur einiger

maassen entbehrlich schien, zu Gelde, und verließ am andern Tage mit einem Känzel auf dem Rücken und mit einer Baarschaft von ohngefähr Fünf Thalern in der Tasche das Haus des Hofraths und die Mauern der Residenz, um in der weiten Welt mein Glück zu suchen.

Es war ganz früh am Morgen, als ich durch das nämliche Thor, in welches ich vor ohngefähr vierzehn Tagen eingefahren war, mit meinem Bündelchen auf dem Rücken auswanderte. Durch das bunte Gedränge der Landleute, welche ihre Produkte zum Verkauf nach der Stadt führten, war die Straße äußerst belebt. Hier zogen abgemastete Pferde die mit Kornsäcken schwer beladenen Wagen durch den dicken Sand, — dort auf dem Fußsteige schoben Männer und Weiber ihre mit Hunden bespannten Karren vorwärts, auf welchen sie Gemüse, Brot

und Butter führten — zwischen ihnen gingen phalanxartig sechs Weiber hintereinander und sprachen zuviel, was die Bewohner ihrer Butten, die sie auf dem Rücken trugen, zu wenig sprachen, — es waren nämlich Fische; neben ihnen zog eine Reihe Handwerksburschen hin, mit Tornistern auf dem Rücken, — dann kam ein Trupp Dorfmusikanten — Gott weiß, wo die so früh hinst wollten? Der Trompeter stieß zuweilen in sein Instrument, und der Klarinettist brachte einige quiekende Töne heraus, so daß die Hunde und die Weiber sich neugierig umsahen. Hinter ihnen schleppte sich langsam ein zerlumpfter Bettler hin und arbeitete mit Anstrengung beider Kinnladen an einem Stück schwarzen Brotes — so mancher Schwelger in der Residenz, der sich gestern Abend mit Austern oder Kalpasteten den Magen verdarb, hätte ihn sehen und um seinen gesunden Appetit beneiden sollen! —

Mich ergöhte das bunte regsame Menschengedränge und die Herrlichkeit des Morgens, von dem ich wünschte, Jean Paul hätte ihn mitgenossen und dann beschrieben. Lustig und guter Dinge schlenderte ich meines Weges und die holde Fee Phantasie breitete ihren Teppich vor meine Augen hin und malte mir eine rosenhelle Zukunft darauf, so wenig auch die dürre Gegenwart versprach.

Mir ist's Alles Eins, mir ist's Alles Eins,
Ob ich Geld hab' oder keins!

fieng ich im Gefühl innerlichen Wohlbehagens zu singen an, und hob die Füße nach der lustigen Melodie.

Hinter mir begann sogleich eine andere Stimme das beliebte Volkslied:

Rinaldini, großer Räuber &c.

Ohne mich dadurch aus dem Kontexte bringen zu lassen, sang ich weiter:

Wenn ich Geld hab', kann ich grob seyn,

Wenn ich keins hab', kann ich gröber seyn,
Drum ist's Alles Eins ꝛc.

Mein Hintermann brach jetzt den Rinaldini
ab und fing an:

Herr Zachäus, Herr Zachäus

War der allerbravste Mann ꝛc.

Nun glaubte ich meinen Beitrag zum musikalischen Quodlibet nicht schuldig bleiben zu dürfen und intonirte daher:

Lasset die feurigen Bomben erschallen ꝛc.

Gleich fing der Andere an:

Pereat tristitia,

Pereant osores,

Pereat diabolus,

Quivis antiburschius,

Atque irrisores!

Dabei marschirte er im Geschwindschritt, so daß ich ihn gleich darauf an meiner Seite hatte.

Prosit, Landsmann! redete er mich an.
Könnt Ihr mir nicht eine Pfeife Tabak

II. Buch.

M

stoßen? In meinem Beutel sieht's wüste und leer aus, wie vor Erschaffung der Welt, und doch gelüftet's mir, einen Brand in der frischen Luft anzulegen, denn es geht doch nichts über ein Pfeischen, das man im Morgennebel pläzt. Nicht so Kamerad?

Ich rauche gar nicht — versetzte ich — und bedaure deswegen —

„Nun so laßt Euch rathen, Landsmann! Lernt rauchen und wenn Ihr auch nach den ersten Pfeisen vomiren müßt. Tabak ist ein wahres Labfal für Körper und Geist. Raucht oder kaut nicht das Schiffsvolk Tabak, als das beste Präservativ gegen den Storbut? Wenn Jemand an Verstopfung leidet, was kann er Besseres thun, als sich ein Tabaks-
klystier geben zu lassen? Wehrt man sich nicht am besten damit gegen epidemische Krankheiten? Und war nicht deswegen in Leipzig nach der Schlacht das Tabakrauchen in allen Straßen und auf öffentlichen Plätzen privi-

legirt, um den Typhus zu vertreiben, der mit seinem pestilenzialischen Hauche die Menschen vergiftete, daß sie hinstarben wie Fliegen? Und ging das erwähnte Privilegium — wenn man es extensive erklärte — nicht sogar soweit, daß man ungescheut einem Polizeioffizianten unter die Spürnase qualmen und ihn fragen konnte: Freund, riecht Er's wohl, daß das Krellerscher Guldenknaster ist? — Aber das ist Alles noch nichts. Auf welche sublime Ideen geräth man, wenn man sein Pfeifchen im Freien dampft, und den blauen Wölkchen nachsieht, wie sie in der Luft sich zerstreuen? O unsterblicher Schiller! Wie wahr und schön sagst du: Rauch ist alles ird'sche Wesen! Aber, Landsmann, ich bitt' Euch: Kann wohl Jemand die Tiefe dieses Gedankens fassen, wenn er nicht Tabak zu rauchen versteht? "

Ich nickte lächelnd.

Nun will ich Euch — fuhr mein Beglei-

ter fort — noch ein Beispiel von der heissamen
Influenz des Tabakrauchens auf das
Denkvermögen anführen. Wie ich Studierens
halber in S... mich aufhielt — nunc
enim relegatus sum cum infamia —
da hatten wir in unserer Kneipe einen kolossal
en Gesellschaftskopf, welcher aus einem
Eichenthorren gemacht war. In selbigem
befanden sich vier Löcher, in welche vier Röhre
eingeschraubt werden konnten. Wir — d. h.
ich nebst noch drei guten Freunden — wir
placirten dann besagten Kopf, wenn er mit
einem richtig gewogenen halben Pfunde Tabak
geladen worden war, auf einen kleinen
Tisch, zündeten an, und begannen dann so
rüstig zu ziehen, daß wir in weniger als zwei
Minuten in einen dicken Dampf eingehüllt
saßen, wie das unerforschliche Schicksal in
den neuesten Tragödien. Die Wirthsleute
— wenn sie nicht ohnmächtig werden wollten
— mußten zur Thür hinaus, und darauf

war es eigentlich von uns abgesehen. Auf die scharfsinnigste Weise handelten wir nunmehr die wichtigsten Materien der Philosophie, der Politik, der Gesetzgebung und Staatsverwaltung ab; wir lösten wie Kinderspiel die Aufgaben, ob deren Lösung die berühmtesten Philosophen, Politiker, Rechtsanwälte und Staatsverwalter sich den Kopf zerbrachen; wir entwarfen Pläne zur Verglückung des Menschengeschlechts, welche mindestens auf einer eben so haltbaren Basis ruhten, als Kant's und St. Pierre's Vorschläge zum ewigen Frieden. . . . Seht, Landsmann! Auf solche vortreffliche Ideen und Ansichten kann man bloß durch's Tabaksrauchen gerathen, so wahr ich Klinger heiße! —

Klinger? fragte ich etwas hastig, weil es mir auffiel, daß der Name meines Begleiters sich auf den meinigen reimte.

Aha! lachte er. Ich weiß wohl, warum

Ihr mich so groß ansehet. Ihr denkt bei meinem Namen an den berühmten Verfasser des Faust und Giasar, allein die Namensgleichheit abgerechnet sind wir in keinerlei Hinsicht mit einander verwandt, so wenig als der Antiquar Göthe in Leipzig mit dem berühmten Dichter und Minister in Weimar verwandt ist, oder der Anatomiker Hildebrandt mit dem Romanschreiber gleiches Namens, durch dessen unermüdlische Feder das leselustige Publikum mit Ritter- und Geistergeschichten mehr als zu reichlich versorgt wird... Doch halt! Durch welches Salto mortale meiner Phantasie bin ich vom Tabakrauchen auf Göthe und Hildebrandt gekommen? Wenn schon mein Alltagsgespräch einen solchen Dithyrambenflug nimmt, wie viel Ausgezeichnetes würde ich erst dann leisten, wenn ich mich absichtlich auf den Effekt legte, wie sich z. B. Jemand auf die Medizin, auf die Jurisprudenz, auf die

Poesie oder auf lächerliche Streiche zu legen pflegt. — Aber jetzt besinn' ich mich eben, wie wir auf diesen Irrweg gerathen sind. Wir sprachen von meinem Namen, allein wie ich gerade zu dem Namen Klinger gekommen bin, das zu ergrübeln hat mir bis jetzt nicht glücken wollen. Was klingt nicht Alles in der Welt! Schellen klingen an Schlittenpferden und Narrenkappen, Glocken klingen bei Kindtaufen, bei Hochzeiten und Begräbnissen, bei Feuerbrünsten und bei Te-Deum's und zwar bei den letzteren am lautesten, damit durch sie das Gewinsel der Sterbenden auf dem blutigen Siegsfelde übertönt werde, Flöten und Schalmeyen klingen, bei den Dichtern klingen sogar die Sphären und die Verse, aber der allerreizendste, herzerfreuendste und allmächtigste Klang bleibt doch der Klang des Goldes, nur höre ich diesen göttlichen Klang selten oder nie in meiner Tasche. . .

Ich konnte dem sonderbaren Schwäßer nicht gram seyn. Lachend fiel ich ihm in's Wort: Je nun, so lassen Sie doch klingen, was klingt, so wie ich springen lasse, was springt, denn ich heiße nun einmal Springer und nicht anders.

Springer? So? versetzte er mit einigem Nachdenken. Ja, was springt nicht Alles! Saiten und Gläser springen, Ziegenböcke und Flöhe, Wasserkünste und Champagnerflaschen, Spitzbuben desgleichen, wenn man sie verfolgt . . .

Wahrscheinlich hätte er mir noch tausend springender Dinge hergezählt, wenn wir nicht eines Dorfs ansichtig geworden wären, und ich, von meinem hungrigen Magen aufgefordert, den Vorschlag gemacht hätte, in der Schenke ein Frühstück einzunehmen.

Ein beifallswerther Gedanke! erwiederte Klinger — vorzüglich darum, weil er mir Gelegenheit zu einer etymologischen Hypo-

these glebt, auf welche ich ohnedem nicht gefallen wäre. Ad vocem Schenke nämlich: so ist es offenbar eine ganz falsche Herleitung des Worts, wenn man es von einschenden derivirt; weit näher und bequemer ist doch die Ableitung von schenken — donare — so daß Schenke nichts anders bedeutet, als einen Ort, wo man Alles, was man zu verzehren Lust hat, geschenkt bekommt.

So sehr ich auch — fiel ich ihm scherzend in die Rede — Ihren Scharfsinn bewundere und so gern ich Ihrer Meinung beipflichte; so sehe ich doch voraus, daß Ihre etymologische Hypothese bei den Schenkewirthen nicht nur keinen Eingang finden, sondern vielmehr den heftigsten Widerspruch erleiden wird. Kommt es Ihnen indessen nicht darauf an, einmal tauben Ohren zu predigen; so können Sie wohl einen Versuch machen . . .

Fiat! versetzte Klinger. Im Fall ich aber mit meiner Hypothese nicht durchkomme, Kamerad! so kann ich Euch nicht helfen — Ihr müßt für mich bezahlen, denn seht! (hier wendete er seine leere Tasche um) ist das nicht ein jämmerlicher Anblick? Und ist's unter solchen Umständen wohl ein Wunder! wenn man auf dergleichen Hypothesen verfällt, wie die von mir aufgestellte? — Doch genug Tendimus in Latium!

Allein unser Einzug in die Schenke war nicht ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen. Es standen nämlich dicht vor der Thür drei mit allerhand Geräthschaften gepackte Bauernwagen. Anfangs waren wir geneigt, die aufgeladenen Sachen für Hochzeitgüter zu halten, denn wir sahen hie und da bunte Bänder flattern und vergoldete Knöpfe hervorgucken, allein bei näherer Betrachtung fanden wir, daß keinesweges Tische, Stühle,

Fässer, Bettgestelle, Spinnräder und anderer Hausrath, sondern Thürme, Palläste, Wälder, Berge, Wasserfälle, ja ganze Städte und Gegenden aufgeladen waren, mit Einem Worte: wir hatten den Apparat einer herumziehenden Komödiantengesellschaft vor uns.

Das ist Gottes Fingerzeig! rief mein Begleiter begeistert aus. Ich will zu Italiens Fahne schwören, ich will mich engagiren lassen! Unter welchen Bedingungen — gleichviel! Für welche Fächer — gleichviel! Ich bin ein Centrakopf, ich spiele Alles: Helden, Bettler, Minister, Bösewichter, Offiziere, Windbeutel, geheime Sekretärs, Gaudiebe, ja wenn es seyn muß: Geister und Dummköpfe. — Fama, ergreife deine Trompete! Klinger beschreitet die Stufen des Sonnentempels der Kunst! — Vorwärts! —

Er schritt gravitatisch auf die Thür des

Wirthshauses zu, mußte aber erst den Pferden die Köpfe bei Seite biegen, ehe er hineinkam. Ich folgte ihm tiefsinnig nach, denn durch meine Liebe zum Abentheuerlichen keimte sogleich, als ich Klingers Entschluß vernahm, der Gedanke in mir auf, ebenfalls Schauspieler zu werden. Ich besaß ja meines Erachtens alle Erfordernisse eines guten Akteurs, eine angenehme Figur, eine volltönende Stimme, ein gutes Gedächtniß — alles Uebrige, dacht' ich, ist doch bloß Routine, und Helden, wie Wilhelm Tell und Fiesko, auf der Bühne darzustellen, das will doch bei Gott! mehr bedeuten, als wenn ich ein Federheld geblieben wäre, und Döplers Theatrum noch so sauber abgeschrieben hätte! —

In der Gaststube war ein so heftiger Tumult, daß wir vermutheten, es werde Gemeindeversammlung gehalten. Als wir aber eintraten, bemerkten wir, daß der Lärm bloß

von zwei Personen herkam. Die übrigen Anwesenden standen ruhig um den Tisch her, an welchem jene saßen, und hörten zu. Das Aeußere der beiden Sprecher war so auffallend und zugleich so verschieden, daß schon der Kontrast zum Lachen reizte. Der Eine war eine kleine dicke Figur mit einem Vorsprunge auf dem Rücken, der sich so hoch zwischen die Schultern postirt hatte, daß der Hinterkopf darauf ruhen konnte; sein Gesicht war feist und rund und der Kopf mit schwarzem Kraushaar bedeckt; aus den niedergezogenen Augenbraunen blinzelten ein paar kleine feurige Augen hervor, zwischen den vollen Backen saß eine Habichtsnase, und um den etwas gespißten Mund schwebte ein satirisches Lächeln. Uebrigens trug das Männchen einen rhabarberfarbenen Frack, eine schwarzseidne gestickte Weste, an welcher blos ein Knopf zugeknöpft war, so daß der lange schön gefaltete Busenstreif in seiner ganzen Würde

sich entfalten konnte, desgleichen kornblum: blaue Pantalons, mit Goldschnüren besetzt, die jedoch von ihrem frühern Glanze schon viel verloren hatten.

Der andere Sprecher war lang und spindeldürr, hatte die Gesichtsfarbe eines Gelbsüchtigen, eine niedrige scharf gerunzelte Stirne, von welcher die Falten bis hoch zur Gläse sich hinaufzogen, und schielte mit seinen grünen Rakenaugen mißtrauisch nach allen Seiten. Ein grauer Ueberrock, von der Sonne und vom Staube ganz unscheinbar gemacht, schlotterte um seinen mageren Körper, und die Storchbeine steckten in ein paar Stiefeln, die offenbar für das Wachsthum der Waden eingerichtet waren, oder früher einen andern zuverlässigern Herrn gehabt hatten.

Nun hörten wir folgendes merkwürdige Gespräch, welches der Kurze mit einer rauhen Baß-, und der Lange mit einer kreischenden Diskantstimme führte.

Der Kurze. Du dummer Prahler! Was bildest Du Dir denn auf Deine Alexerei ein? — Unser voriger Dekorationsmaler — alle Achtung! — das war ein Mann, der sein Fach verstand, aber Du pinselst Zeug zusammen, daß Gott erbarm! 's ist nur Schade um die Farbe und um die Leinwand.

Der Lange. Was verstehst Du denn von der Dekorationsmalerei, Du eingebildeter Narre? Grade soviel, wie der Esel von der Uhrmacherkunst. Du sitzt in Deiner Bude, wie ein sibirischer Affe, und die Spieler müssen bei den ernsthaftesten Szenen lachen, wenn sie Dich ansehen.

Der Kurze. Wie ein sibirischer Affe! Hahaha! Seit wann giebt's denn Affen in Sibirien, Du Erzignorante?

Der Lange. Was? Du verdorbener Bartkräher, Du Seifenblasenmacher, Du kumpfes Scheermesser, Du umgedrehter

Regel, Du Alp — Du willst verständige Leute um ihre Deputation bringen?

Der Kurze. Schimpfe nicht! Ich rathe Dir's! Ich bin Soufleur, Soufleur bei der Pausemannschen Truppe, und habe meinem Posten mit Ehren vorgestanden, lange eh' Du hergerochen bist. Mach' Dich nur nicht mausig, Du verpfuschter Maurergeselle, Du Klexer, Du Schmierer, Du Sudler, Du —

Der Lange. Wart', Kerl, ich will Dich gleich besudeln —

Der Kurze. Deine Berge sehen ja wie Misthaufen, und Deine Flüsse wie Krautfelder aus —

Der Lange. Halt's Maul, sag' ich, sonst —

Der Kurze. Schlag' aus, wenn Du Kourage hast, Du sollst Dein Kapital bestimmt mit Wucherzinsen zurückkriegen!

Der Lange. Ausschlagen soll ich?
Hier hast's! —

Bei diesen Worten streckte der Lange seinen Arm wie einen Windmühlenflügel über den Tisch aus, und gab dem Kurzen eine so kräftige Ohrfeige, daß derselbe unwillkürlich eine windschiefe Bewegung machte.

Allein der Kurze blieb ihm nichts schuldig; er sprang, um sich in Hinsicht der Größe seinem Gegner gleich zu stellen, auf die Bank, wo er saß, ergriff in Ermangelung anderer zulänglicher Waffen sein noch halb mit Kirschbranntwein gefülltes Glas und warf es dem Langen in's Gesicht, daß die rothen Tropfen die Backen herabliesen, und es das Ansehn gewann, als ob er blutige Thränen vergösse.

Mordelement! — schrie der Lange, durch diesen Koup zum höchsten Zorn entflammt.
— Dafür sollst Du bezahlt werden, oder ich will nicht Kuppermann heißen! — Er

H. Wagn.

M

griff hiermit nach dem Krauskopf seines Feindes; dieser wehrte sich mit allen Kräften, allein der Lange hielt fest, und plötzlich saß der Kurze als — Kahlkopf da, der Lange aber schwang die Lockenperücke, die er ihm abgerissen hatte, wie eine Siegsfahne in der Luft.

Na, seht einmal! — rief er. — Trägt der Geck so 'ne verdammte Ahe! , putzt sich mit fremden Federn. — Fort mit dem Plunder! — Mit diesen Worten schleuderte er die Perücke in eine Ecke, und sogleich apportirte sie ein großer schwarzer Pudel, und rannte damit pfeilschnell zur Thür hinaus, welche eben geöffnet wurde.

Halt auf! Halt auf! schrie der Kurze aus Leibeskräften, und eilte, seine Gläze mit den Händen bedeckend, dem Pudel nach. Indem sich alle Anwesenden unter lautem Lachen nach der Thüre drängten, um der lustigen Jagd

zuzusehen, ließ sich draußen eine barsche Stimme hören:

Sag' Er mir, Purzel, ist er des Geiers? Muß er denn so unvernünftig rennen? Kann er nicht den Direktor erkennen? —

Der Pudel und die Perücke! — tönte des Kurzen klägliche Stimme.

Was Pudel! Was Perücke! schnob der Direktor. Wo ist der Maler? Was stehn noch die Wagen hier? Fort an Ort und Stelle! Uebermorgen wird in Bunkelshausen gespielt; was soll aber daraus werden, lächerliches Pack, wenn noch kein Theater eingerichtet ist? He, Kuppermann, he! Wo hat ihn denn der — ?

Hier, hochverzuhehrender Herr Direktor —
dik — tor, Di — rik — dektor wollt' ich sagen, zerveihen Sie — ! lallte der Lange und taumelte auf den Direktor zu, während der Kurze unter beständigem Rufen: Halt

auf! Halt auf! dem Räuber seiner Perücke nachsetzte.

Nachdem es mit bedeutender Anstrengung uns gelungen war, durch die Menschenmasse zur Thür hinauszudringen, sahen wir, daß sich die Zahl der Wagen noch um einen vermehrt hatte, welcher mit dem Schauspielers personale beladen war. Der Direktor, ein kleines corpulentes Männchen mit einem Vollmondsgezicht wie der Abt von St. Gallen, war abgestiegen, und gab eben dem Langen, welcher ihn beinahe umgerannt hätte, einen so derben Seitenshieb, daß er sich ein paarmal um seine Axt drehte.

Auf dem Wagen saßen drei Frauenzimmer und zwei Mannspersonen. Zwei der Frauenzimmer waren verblühte Tulpen, das dritte aber war ein — frisches Kötschen, eine Brünnette, die etwa siebzehn Sommer zählen mochte, und aus deren blühenden Augen

Schelmerei, mit Frohsinn und Lebenslust gepaart, hervorleuchtete.

Straf' mich Gott! sagte Klinger leise zu mir, und schüttelte mich beim Arme. Das ist eine Tochter des Paradieses, eine Houri, eine Engelin, eine Cherubine oder Seraphine. — O, was gäb' ich nicht um einen einzigen Liebesblick ihres Auges? Ein Kaiserthum — NB. wenn ich eins hätte.

Mir kam Klingers Entzücken ganz ungeschlagen, denn das Mädchen gefiel mir nicht minder, als ihm, ich nahm aber die Maske der Gleichgültigkeit vor, und erwiderte: Ein blutjunges, naseweises Ding! Ich könnte mich in so ein Puppengesicht nicht vergaffen.

Die beiden Männer, die sich noch auf dem Wagen befanden, bildeten Gegensätze: der Eine, von mehr als mittelmäßiger Größe, starkem Gliederbau, muntre Gesichtsfarbe, ließ seine Bestimmung für die ersten Liebhaberrollen vermuthen, im Fall nämlich der

Direktor dieselben nach Weise der Direktoren nicht für sich in Beschlag genommen hatte; der Andere, ein zusammengetrocknetes Männchen in den Vierzigern, unterhielt sich lebhaft mit den beiden verblühten Tulpen, schnitt aber dabei Gesichter, wie ein mit der Kolik Behafteter, während der erste Liebhaber mit phlegmatischer Gelassenheit vor sich hinschauend langsame Züge aus seiner Meerschampfeise that.

Der Kurze kam jetzt in vollem Sprunge mit seiner Kopfbedeckung in der Hand zurück, und sagte, indem er sie über die Glaze zog, schier athemlos: Glückliche abgejagt! — Doch war dies weniger sein Verdienst, als das einiger Bauerjungen, die er um Hülfe angefleht hatte.

Sogleich kommandirte der Direktor: Rein Trödel weiter! Purzel! Kuppermann! Aufgesetzt! Rasch! Mir nach! —

Sprach's, schwang sich auf den Wagen,

ergriff Zügel und Peitsche, und dirigitte sein Gespann so verständig, als sich erwarten läßt von einem — Direktor. Die Wagen mit den Dekorationen folgten.

Ich blickte düster, wie einem entfliehenden schönen Traumbilde, dem Fuhrwerke nach, durch welches mein reizendes Mädchen entführt ward; vergessen hatt' ich in diesem Augenblicke allen Haß, den ich wegen Lorchens Treulosigkeit ihrem ganzen Geschlechte geschworen, und aus der Tiefe meines Herzens seufzt' ich still: Himmelskind! Wie Du auch heißest: Laura oder Angelika oder Liana oder Sidonia — meine glühende Seele stürzt sich Dir auf Adlerschwingen der Sehnsucht in die blaue dämmernde Ferne nach. —

Aber zuerst — unterbrach mich Klinger, als ob er nicht nur meine geheimsten Gedanken errathen, sondern sich auch vorgenommen hätte, mich auf eine recht prosaische Weise zu ärgern — erst wollen wir ein tüchtiges

Frühstück zu uns nehmen, dann sage ich Euch Valet, Kamerad, und ziehe Thaliengen Bunkelshausen nach. — Schweigend ging ich mit ihm in die Schenkstube.

Der Wirth erzählte eben ein paar nach uns angekommenen Fremden den Hergang der Sache, und so erfuhren wir ihn auch, insoweit wir ihn nicht bereits errathen hatten. Der Kurze und der Lange nämlich, oder (um sie bei ihren wahren Namen und Titeln zu nennen) der Souffleur Purzel und der Dekorateur und Maschinist Kuppermann waren mit einer Ladung Dekorationen angekommen, um sie nach Bunkelshausen zu spediren, wo bereits eine zur Wohnung Melopomenens und Thaliens bestimmte hölzerne Bude auf dem Marktplatze prangte, welche übermorgen von der „Pausemannschen allergnädigst privilegierten Schauspielergesellschaft“ (wie auf den Betteln stand) eingeweiht werden sollte. Die

beiden Transporteurs hatten ein paar Gläschen über den Durst getrunken, und waren endlich in Streit gerathen, weil ein jeglicher seine Verdienste um's Theater herausgestrichen, und keiner die vermeintlichen Vorzüge des Andern hatte anerkennen wollen. Die Entwicklung war uns schon bekannt, und konnte in der Erzählung bei weitem den komischen Effekt nicht hervorbringen, wie in der Wirklichkeit.

Um ungestört zu seyn — denn einige anwesende Schlächter und Getraidehändler fingen jetzt von kommerziellen Gegenständen ziemlich laut zu sprechen an — zogen wir uns in eine Ecke zurück. Das bestellte Frühstück stand schon da. *Beatus ille, qui procul negotiis!* sagte Klinger, indem er mit unmerklicher Kopf- und Augenbewegung auf die Ochsenhändler hindeutete. *Carpe diem!* fuhr er begeisterter fort, indem er ein Stück Knackwurst aufspießte, gierig hinunter

schluckte und ein Glas Parfait d'amour darauf goß.

Er plauderte noch Mancherlei, allein ich dachte an meine namenlose Geliebte und kümmerte mich so wenig um sein Geschwätz, als um die Zahl der Gläser, die er auf Gefahr meines Geldbeutels leerte.

Trinkt und eßt doch — unterbrach er mich ermunternd — oder freßt und sauft meinethalben, wenn es Euch nur zusagt. Um aber wieder auf das Theater zu kommen —

Das Wort Theater schlug wie ein zündender Blitz in meine Seele: Es lebe das Theater — hoch! rief ich enthusiastisch und that meinem Zutrinker Bescheid.

Was hör' ich? — rief Klinger — Nach Eurer Begeisterung zu urtheilen — seyd Ihr wohl Schauspieler?

Nein! — versetzte ich — aber ich fühle eine unbezwingliche Neigung in mir, es zu werden.

Topp! — schrie Klinger — dann sind wir ächte Kameraden und wir knüpfen unsere Lebensfäden zusammen. Laßt uns schmolliren. Bruder! (sang er)

Bruder! Dieses volle Glas
Bring' ich Dir zu Ehren,
Unsrer Freundschaft heil'ges Band,
Unser unzertrennlich's Band
Soll kein Teufel stören!

Dabei umhalsste er mich und drückte einen herzhaften Kuß auf meine Lippen.

Damit wir uns aber genauer kennen lernen — fuhr Klinger fort — so will ich Dir in aller Kürze das Merkwürdigste aus meinem Leben erzählen. Meine Eltern mutheten mir zu, Theologie zu studiren, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß ich es bis zum Konsistorialrath oder Generalsuperintendenten gebracht hätte, wenn mir nur der Fechtboden und der Rathskeller nicht lieber gewesen wären, als die Kollegia über Dogmatik und

Eregeſe. Ich benutzte die akademische Freiheit, ſo gut es anging, aber leider! iſt ſie jetzt nur noch ein Schatten. Iſt es denn wegen der ſtrengen Reglements noch möglich, einen rechtschaffenen Bär anzubinden oder einen Philifter honorig zu preſſen? Kann man jetzt wohl ein Skandal haben oder Sr. Magnifizenz die Fenster einwerfen, ohne des nächſten Tages geſchleppt zu werden? Glaub' mir, Brüderchen! Solche Beſchränkungen der edlen Burschenfreiheit müſſen einem Kerl von Ehre das Leben vergiſten. Muth will ſich erproben — ich als rüſtiger Schläger ſuchte überall Gelegenheit zu Händeln — mit einem Bekannten veruneinigte ich mich auf einem Balle — es kam zum Duell — ich zeichnete meinem Gegner einen Zirkumflex quer über das ganze Geſicht — allein die Geſchichte wurde verrathen, ich inkarzerirt, verhört und — relegirt. Sic eunt fata! Hinweg

nun mit der trocknen Wissenschaft, ich weihe mich der Kunst! —

Klingers Zutrauen verlangte Erwiedering, ich mußte also auch mit meinem Lebenslaufe zum Vorschein kommen. Indessen erzählte ich davon bloß so viel, als mir gut dünkte; das Liebesabentheuer mit Lorch und meine Feldschlacht mit dem Mopse und der Jungfer Barbara überging ich mit Stillschweigen; ich erwähnte bloß, daß ich bei einem angesehenen Herrn in der Residenz als Sekretär in Diensten gestanden, jedoch weil es mir dort nicht mehr gefallen, meinen Abschied genommen habe, um anderwärts ein Unterkommen zu suchen, und daß durch das zufällige Zusammentreffen mit den Komödianten meine frühere Leidenschaft für's Theater aufs Neue erwacht sei.

Du bist noch nie aufgetreten? fragte Klinger. Ich verneinte es. Freilich übel! — versetzte er — dann wirst Du Dich wohl

bequemen müssen, zuerst die Bedienten zu spielen . . . Ich machte ein verdrießliches Gesicht.

Nun tröste Dich nur! Auf dem Theater geht's wie im Leben; aus den Bedienten werden mit der Zeit Liebhaber! sagte er gutmüthig und klopfte mich auf die Schulter. Ehrlich gestanden (fuhr er fort) ich selbst bin noch nicht weit in der Kunst, denn es will im Ganzen wenig sagen, wenn man, wie ich, ein paarmal auf einem Privattheater mit mäßigem Beifall gespielt hat; allein eine gewisse an Unverschämtheit gränzende Dreistigkeit soll mir schon durchhelfen, ich fabrizire mir falsche Atteste, die meines Lobes voll sind, und wenn mir das Verzeichniß meiner Rollen abverlangt wird, so spiel' ich bloß in solchen Stücken, von denen ich gewiß bin, daß die Pausemannsche Gesellschaft sie nicht aufführt. Mundus vult decipi, Brüderchen! — Doch was plaudern wir

hier so lange? Dazu haben wir Zeit unterwegs. Laß uns denn unserer Bestimmung entgegen gehn!

Ich machte die Zeche richtig, und wir gingen.

Bis Bunkelshausen waren noch fünf Meilen. Weil wir nicht Lust hatten, uns zu überlaufen, so kamen wir erst des andern Morgens daselbst an, jedoch bei guter Zeit. Möglich wär' es, daß man das Städtlein Bunkelshausen weder auf einer Karte, noch in einer Geographie fände, daher bemerk' ich hier kürzlich, daß wer Knoefelingen und Tiefenbach aus F. Kind's und Präzels Schilderungen kennt, in Bunkelshausen so gut wie zu Hause ist. Dem damaligen Bürgermeister des Orts, Herrn Zippel (welcher zugleich die Schlächterprofession betrieb) konnte man besonders zum großen Ruhme nachsagen, daß er die Einwoh-

ner sowohl mit Rathschlägen, als mit Bratwürsten versorge, obwohl die letztern in der Regel besser und genießbarer waren, als die erstern.

Das Erste, was uns auf dem Markte in die Augen fiel, war die Bude, worin gespielt werden sollte.

Das Aeußere ist freilich schlecht, fast unanständig — sagte Klinger — allein wenn hinter dem unscheinbaren Aeußern innere Güte sich versteckt, so kann man dem Direktor diesen Uebelstand eben sowohl verzeihen, als es sich vertheidigen läßt, daß die Cotta'sche Buchhandlung von Schillers Werken auch eine Ausgabe auf Lösspapier veranstaltete. Genie's halten überhaupt wenig auf das Aeußere, daher ist es z. B. erklärbar, daß ich einen gestickten Rock trage, und keinen ganzen.

Im Innern der Bude hörten wir noch hämmern, pochen und sägen, zum Beweis,

daß das Theater erst im Werden sei, und vor dem Eingange stand eine bürgerliche Miliz mit schneidermäßigem Anstande, um die Gassenjungen zu verscheuchen, sobald sie es sich einfallen lassen wollten, zur Befriedigung ihrer Neugier in Thaliens Heiligthum einzudringen.

Müde vom Marsch dieses Morgens blickten wir nach einem Gasthose umher. Siehst Du nicht dort an der Ecke den Storch? rief Klinger. Der wird uns gewiß gut aufnehmen, denn er ist ein Zugvogel, wie wir sind, darum laß uns bei ihm einsprechen.

Ich war's zufrieden; wir gingen also auf den Storch zu, und wollten schon eintreten, als ein neben der Thür angeklebter Zettel unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir dachten nichts anders, als die Ankündigung des Stücks zu lesen, welches morgen von der Pausemannschen Gesellschaft aufgeführt werden sollte, allein wir hatten geirrt. Zu

unserer großen Verwunderung fanden wir die Anzeige, daß Herr Baldani aus Mailand die Ehre haben werde, das Publikum durch abgerichtete Affen und Hunde unterhalten zu lassen, wobei vorzüglich die Talente des Monsieur Rossignol, des Signor Martuffo, der Madam Pompadour und der Signora Pastavia herausgehoben waren. Bravo! (lachte Klinger) Die Mitglieder der Pausemannschen Gesellschaft haben in Affen und Hunden ihre Nebenbuhler gefunden, und warum soll ich es den kultivirten Geschmacks des hiesigen Publikums nicht zutrauen, daß es das Baldanische Theater zahlreicher besuchen wird, als das Pausemannsche?

Beim Eintritt in die Gaststube bemerkten wir sogleich Herrn Purzel, welcher mit einem nach Art der polnischen Bärenführer gekleideten Fremden ein lebhaftes Gespräch unterhielt. Der Fremde entfernte sich jedoch bald, und nunmehr machte sich Klinger an

Purzel, um von ihm die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Es war ihm auch, wie er mir rapportirte, vollkommen gelungen, vom Soufleur Alles zu erfahren, was er erfahren wollte. Soviel weiß ich — sagte er — Herr Pausemann ist ein Erzignorant und zugleich ein aufgeblasener Narr, er spielt miserabel, wird häufig ausgepiffen und ausgepocht, demungeachtet hält er sich für den ersten Künstler in Deutschland, ja er glaubt sich sogar zum dramatischen Dichter berufen, und ist in diesem Wahne nicht irre geworden, obgleich seine Stücke insgesammt am Durchfalle gestorben sind. Ueberlaß Du mir nur den Vortrag — ich stehe dafür: wir werden mit Freuden aufgenommen. Uebrigens sollst Du wissen, daß die Gesellschaft jetzt ohne Soufleur ist, denn Purzel hat sich mit dem Direktor überworfen, seine Dimission genommen und sich mit dem Inhaber des Affentheaters asso-

ellert — der Direktor ist deswegen in nicht geringer Verlegenheit, denn weil er nie memorirt, so fehlt ihm Alles, wenn ihm der Souffleur fehlt. Nun weißt Du genug. Jetzt habe ich nichts Nöthigeres zu thun, als mir zu attestiren, daß ich ein höchst vortrefflicher Schauspieler bin — nachher gehn wir.

Klinger war bald fertig, wir brachten also unsern Anzug in Ordnung, so gut es sich thun lassen wollte, und machten uns auf den Weg. Der Direktor hatte sich im Hause des Bürgermeisters eingemietht; wir ließen uns anmelden, und wurden (nachdem wir ein gutes Viertelstündchen vor der Thür gewartet) vorgelassen. In seinen Schlafrock gewickelt und behaglich auf's Sopha gestreckt empfing uns der Direktor mit den Worten: Wer ist man und was will man?

Ohne sich durch diese Grobheit aus der Fassung bringen zu lassen, begann Klinger: Hochzuverehrender Herr Direktor! Der

weitverbreitete Ruf Ihrer glänzenden Verdienste um unser Theater und unsre dramatische Literatur — der sehnliche Wunsch, unter Hochbero trefflicher Anleitung unsere geringen künstlerischen Anlagen auszubilden —

Mein Freund hatte noch nicht weiter gesprochen, als schon ein stilles Lächeln der Selbstzufriedenheit über das Antlitz des Direktors sich verbreitete; er erhob sich etwas vom Sopha, und sagte mit einer Freundlichkeit, die gegen den barschen Empfang nicht wenig abstach: Nehmen Sie doch Platz, meine Herren! Sie suchen Engagement bei meiner Truppe — wie ich vernehme? Freilich sind die Fächer ziemlich besetzt, indessen wenn Sie in einigen Gastrollen, die ich Ihnen gestatten will, Beweise von Talent an den Tag legen, und den Beifall des Publikums sich zu erwerben verstehen, so — wollen wir sehn. Welches Fach haben Sie vorzüglich?

Eigentlich keins — versetzte Klinger — denn ich spiele Alles; mein künstlerisches Streben geht nach Vielseitigkeit. . . . Und nun nannte er eine Menge Rollen her: Hamlet — Faust — Fiesko — Tasso — Don Karlos — Romeo und viele andere. Er wußte aber schon aus dem Munde des Soufleurs, daß keins der Stücke, aus denen er die Rollen nahm, von der Gesellschaft gegeben würde. Der Direktor rief abwechselnd: Wird einstudirt! oder: Wird nicht mehr aufgeführt! — Endlich fand sich doch unter den gangbaren Stücken: Der Schauspieler wider Willen. Den maskirten Theaterdirektor spiel' ich! sagte Klinger rasch, denn es war eine der Rollen, in denen er schon auf dem Privattheater geglänzt hatte.

Ich darf sogar versichern (fuhr Klinger fort) die Parthie des Direktors so gut einstudirt zu haben, daß ich keinen Soufleur brauche —

Aber, Herr, ich brauche einen! —
brach der Direktor los — denn der Purzel
ist unter die Affen gegangen und morgen soll
gespielt werden!

Klinger gab mir einen verstohlenen Wink
und mein Entschluß war gefaßt: Herr Di-
rektor! — sagte ich mit einer Dreistigkeit,
die ich meinem Freunde abgeborgt hatte. —
Zwar bin ich als Sänger und Tänzer bei
mehreren bekannten Theatern angestellt ge-
wesen, und suche ein ähnliches Engagement,
allein da ich gegenwärtig nicht blos an der
Brust leide, sondern mir auch den einen Fuß
versprungen habe; so biete ich Ihnen interis-
mistisch meine Dienste als Souffleur an —

Herr, wenn Sie das wollen — fiel mir
der Direktor hastig in die Rede — so sind
Sie mein Mann; einen Souffleur brauch'
ich, aber keinen Operisten und Ballettänzer,
denn weil ich selbst weder singe noch tanze,
so ist mir Sang und Tanz auch an Andern

zuwider. Doch noch etwas — Sie müssen sich gefallen lassen, in einem Stücke, worin ich austrete, zur Probe zu souffiren, damit ich weiß, auf wen ich mich verlasse.

Ich ging die Bedingung ein, obgleich ich, mit der Gedächtnißkraft des Direktors vertraut, meine Lunge im Voraus bedauerte. Im Uebrigen erhielten wir, als wir uns empfahlen, von Herrn Pausemann die Zusicherung, daß er uns morgen mit dem gesammten Schauspielerpersonale bekannt machen und das Weitere mit uns verabreden wolle.

Beim Nachhausegehen gab ich Klingern meine Bedenklichkeit zu erkennen, wie unser gewagtes Unternehmen ablaufen werde, allein er lachte bloß über meine Angstlichkeit. — Spas! Spas! (rief er) Den Theaterdirektor hab' ich ex fundamento einstudirt; wenn ich nun noch einige Späse von meiner eignen Erfindung einflechte, und dazu Alles

benuße, was sich etwa hier von Stadtanekdoten austreiben läßt, so müßt' es mit Wundern zugehn, wenn ich nicht beklatscht werden sollte. Bei den Rollen aber, die ich erst einstudire, verlaß' ich mich nächst meiner Geistesgegenwart auf meine gute Memorie und auf — Dich. Sollte aber Dir bange seyn, ob Du Deinem Posten mit Ruhm werdest vorstehen können, so mach' ich mir es zum Vergnügen, Dir ein Kollegium über das Souffiren zu lesen, denn es gehört Mancherlei dazu, wovon Du Dir jetzt noch nichts träumen lässest, z. B. soviel Kaltblütigkeit, in's Buch zu sehen und das Klingeln nicht zu vergessen, wenn auch der niedlichste Mädchensfuß vor Deinen Augen hin und her trippelt, und Du einige Spannen höher blicken kannst, als ein anderer Mensch, der keine halb unterirdische Wohnung hat, wie Du.

Doch — ich bemerke so eben, daß meine biographischen Belustigungen etwas in's

Breite gerathen, wie Richardsons Romane und die seines deutschen Nachtreters Hermes; deshalb will ich mich hüten, in der bisherigen Ausdehnung fortzufahren, ja ich will sogar unerwähnt lassen, daß wir Mittags Schöpfenfleisch mit Weißkohl genossen, daß Klinger dies Gericht sogleich zu seinem Lieblingsgerichte machte, und so herzhast einhieb, als ob es für's Vaterland ginge. Wie gesagt, ich will nichts mehr sagen, als was ich durchaus zu sagen habe.

Nach Purzels Abgange bestand die Gesellschaft aus nicht mehr als sieben Mitgliedern. Wollte man aber die böse Zahl vermeiden, so konnte man es leicht, man brauchte bloß den langen Kuppermann nicht mitzurechnen, da dieser ohnehin weder auf dem Kothurn, noch auf dem Sockus einhertritt, sondern bloß den Pinsel führte. Denn noch wurden mit so geringer Mannschaft zuweilen Stücke gegeben, die zehn bis zwölf

Personen hatten — eine evidente Unmöglichkeit! wenn nicht der Direktor des empfehlenswerthen Kunstgriffs sich bedient hätte, sämtliche Mitglieder der Gesellschaft zu Doppelgängern zu machen; es war nämlich kein ganz seltner Fall, daß in einem und demselben Stücke ein Schauspieler den Geizigen und den Verschwender zugleich spielte, oder eine Schauspielerin die Keusche und die Buhlerin zugleich. Männer von Verstande wollen bemerkt haben, daß es auch auf dem theatro mundi dergleichen Doppelspieler gebe. Doch weiter im Texte ohne Abschweifung!

Klinger trat auf und gefiel, weil er übertrieb, er wurde beklatscht und herausgerufen; ich soufirierte und gewann mir die Gunst des Direktors, weil ich es ihm nie an Worten fehlen ließ. Genug, wir Beide wurden engagirt, wenn auch nicht eben unter glänzenden Bedingungen. Ich erwarb

mir indeß einen nicht unbedeutenden Zuschuß zu meiner Gage dadurch, daß ich mich neben dem Souffiren auf's Portraitmalen legte, und die Honoratioren in Bunkelshausen um einen billigen Preis abkonterseite; besonders kam ich dadurch in Ruf, daß ich die Kunst verstand, durch meinen Pinsel alte Weis-
berggesichter in junge umzuschaffen.

So wenig auch — nach dem Gesagten zu schließen — die Pausemannsche Gesellschaft leistete, so wurden doch, weil der Geschmack des Bunkelshausenschen Publikums nicht sonderlich verfeinert war, die Vorstellungen zahlreich genug besucht, besonders nachdem Herr Baldani und sein Kompagnon mit ihren Affen und Hunden das Städtchen hatten räumen müssen.

Der Grund hiervon war dieser: Purzel, um seinem gewesenen Prinzipal, mit welchem er zerfallen war, einen Schabernack zu spielen, ließ einen Affen ganz so, wie der

Direktor gewöhnlich gekleidet war, anpuken, und in diesem Kostüme die Menge durch seine Kapriolen belustigen. Der Direktor, sowie ihm dieser Streich hinterbracht wurde, reichte bei der Ortsobrigkeit eine Injurienklage ein, und weil der Herr Bürgermeister seines verunglimpften Miethsmannes (wie nicht mehr als billig) sich annahm; so wurden nach einem Beschlusse des Hochweisen Magistrats Baldani und Cons. mit ihrer vierfüßigen Gesellschaft aus Bunkelshausen gewiesen, und unsere Truppe hatte nunmehr freies Feld.

An das Souffiren und Rollenabschreiben, welches letztere mir ebenfalls oblag, gewöhnte ich mich bald, auch dem leichtsinnigen schwankenden Charakter des Schauspielerlebens würde ich vielleicht nach und nach immer mehr Geschmack abgewonnen, und in meinem neuen Verhältniß mich endlich recht wohl befunden haben; allein die Liebe, die falsche Liebe brachte mir auf's Neue Verderben.

Mein Herz blutet bei der Erinnerung, aber ich will mit möglichster Fassung und Ruhe erzählen, wie sich Alles begab.

Agnes hieß die Schauspielerin, die mich und Klingern zugleich begeisterte, als wir sie auf dem Wege nach Bunkelshausen zum ersten Male sahen. Sie spielte naive, unschuldige Mädchen zum Entzücken; nach meinem Urtheil wenigstens (denn die Liebe ist nachsichtiger, als die Theaternotizenschreiber es sind) war jede ihrer Bewegungen, jeder Ausdruck, mit welchem sie die Worte ihrer Rollen sprach, ohne Tadel. Indessen schien sie mich nicht der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen, bis ich durch einen günstigen Zufall ihr näher gebracht wurde.

Man muß wissen, daß der mehr erwähnte Herr Kuppermann nicht blos das Geschäft hatte, Theaterdekorationen zu malen, sondern daß die Herrschaft seines Talents sich auch auf die Gesichter der Schauspieler

und Schauspielerinnen erstreckte. Falls nämlich diese mit dem Schminken nicht selbst zurecht kommen konnten, mußte er hülfreiche Hand leisten. Eines Tags (kaum eine Woche war ich bei der Truppe gewesen) hatte ich mich schon in meine enge Wohnung versetzt, das Buch vor mir aufgeschlagen, die Lichter gepußt, und mir die Klingel zur rechten Hand gesetzt, als Agnesens Silberstimmen ziemlich heftig hinter den Koulissen hervorschallte: Aber sind Sie denn bei Verstande, Kuppermann? oder sind Sie toll geworden? Das ist ja ein Furiengesicht — ich fürchte mich vor mir selbst, und doch soll sich der Herzog in mich verlieben? Noch einmal frag' ich Sie: Sind Sie von Sinnen? —

Rasch erhob ich mich aus meiner Klause, um zu sehen, was vorging. Ich sah und — erschrak über die Verunstaltung des Engelgesichts, und der heftigste Zorn gegen den Urheber übermannte mich. Herr! — schrie

ich — Sie verstehen kein Gesicht zu behandeln, am wenigsten ein schönes; Sie versündigen sich an dem Meisterstücke der Schöpfung! — Hiermit drängte ich ihn ohne Weiteres bei Seite. Erlauben Sie, Mademoiselle! sagte ich dann, nahm die entstehenden Farben mit einem Tuche von Agnesens Angesichte, und malte dasselbe nunmehr in meiner Manier.

Als ich fertig war, sagte sie, indem sie im Spiegel sich freundlich zunichte: Ei, allerliebste Agnes, so gefällt Du mir! — Herr Springer! (wandte sie sich dann mit komischer Majestät an mich) Wir geben Ihnen hiermit unsere allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen und erlauben Ihnen, sich eine Gnade von uns auszubitten. —

Gnade? Warum brauchte sie dieses mir verhaßte Wort? — Ich wollte Liebe, nur Liebe; ich hätte niederknien und die Gluth meines Herzens vor ihr ausströmen

mögen, allein die Zeugen hielten mich ab, und nicht blos diese, sondern auch die Musikanten, welche so eben einen Walzer als Ouverture zu spielen anfangen und mich dadurch in meine Bude zurückschreckten.

Da ich indeß das erste Mal in der Kunst des Schminkens mich so erfahren gezeigt hatte; so erhielt ich in der Folge noch öfter den schmeichelhaften Auftrag, Agnesens Gesichtchen zu malen, und auf diese Weise entstand unsere genauere Bekanntschaft, denn ich kam bei meinem Geschäft ihren rosiggen Lippen zu nahe, als daß ich der Versuchung, sie zu küssen, hätte widerstehen sollen. Und Agnes wurde nicht böse, sie schalt mich blos lächelnd einen verwegenen Schelm, und reizte mich dadurch, noch verwegener und schelmischer zu werden. Freilich ließ sich das süße Spiel nur selten ungestört treiben, denn es war hinter den Koulissen zu lebendig; allein wußte ich nicht ihre Wohnung? Hatte ich

II. Bohn.

P

nicht einige für sie abgeschriebene Rollen ihr zu überbringen?

Raum fiel mir dies ein, so begab ich mich auch sofort auf den Weg. Ich traf sie im Negligee in ihrem Stübchen umhergehend, mit dem Auswendiglernen einer Rolle beschäftigt; sie bewillkommnete mich freundlich; wir setzten uns neben einander auf das Sopha; sie forderte mich auf, ihr die Rolle, die sie eben memorirte, zu überhören; ich nahm das Buch und da der Dichter mitunter Küsse und Umarmungen verordnet hatte, so machte ich meine Ansprüche darauf geltend.

Bei meinen wiederholten Besuchen festsetzte mich Agnes dadurch immer mehr, daß sie mich standhaft zurückwies, wenn ich die Schranken kleiner Vertraulichkeiten übersteigen und zu größern übergehen wollte.

Unsere nähere Bekanntschaft blieb nicht lange Geheimniß. Eines Tages nach der Probe zog mich Klinger bei Seite und sagte

mit Bedeutung: Brüderchen, ich weiß: die Sirene Agnes lockt Dich, aber trau' ihr nicht; ich habe eine Entdeckung gemacht —

„Die ich begierig wäre, zu erfahren“ —

Agnese hat triftige Ursachen, sich so fest zu schnüren —

„Mißtrauischer! Das Mädchen ist die Unschuld und die Tugend selbst“ —

So scheint es; aber ich halte sie für eine ausgelernte Buhlerin. Man spricht (laß mich einmal zur Abwechslung Knittels verse machen)

Man spricht im hiesigen Publiko ganz laut:

Sie sei mit dem Direktor sehr vertraut.

„Verläumdung!“

Die Liebe ist blind!

„Und das Mißtrauen sieht auch im Dunkeln, denn es hat Eulen- und Raben-
augen“ —

Klinger schüttelte den Kopf und reichte mir dann die Hand. Adieu, Brüderchen!

sagte er dabei. Du bist inkorrigibel, das heißt in doppelter Bedeutung: Du bist entweder untadelhaft, oder Hopfen und Malz ist an Dir verloren. Nimm's, wie Du willst, ich lasse Dir die Wahl! —

Wir trennten uns in einer etwas gespannten Stimmung. Das ist nichts, als Eifersucht! — dacht' ich — und die Eifersucht trägt Vergrößerungsbrillen. Klinger ergoß sich ja in die lautesten Lobpreisungen der Schönheit Agnesens, als wir sie zum ersten Male sahen. Nun ich ihr Herz erobert habe, ist er mißgünstig und sucht mir ihre Tugend verdächtig zu machen, um uns zu entzweien und dann an meinen Platz zu treten. Nein, meine Agnes, kein Mißtrauen und kein Zweifel an Deine Unschuld und Liebe soll in meine Brust kommen und die Blüthen meines Glücks vergiften! —

Arglos wie sonst setzte ich meine Besuche bei Agnesen fort, bis ein Zufall mir die

Augen öffnete. Ich hatte ihr ein Theaterstück (doch weiß ich nicht mehr, welches?) geliehen. Eines Tages, als ich bei ihr bin, will ich es zurücknehmen; ich ergreife von den auf einem Tischchen liegenden Büchern eins, welches eben so eingebunden war wie das meine, und stecke es zu mir, ohne daß ich erst nach dem Titel sehe. Doch wie ich es zu Hause aus der Tasche ziehe und öffne, ist es nicht mein Theaterstück, sondern eine sitten-, schaam- und zügellose Schrift unter dem Titel: „Schwelgereien der Liebe oder die Kunst, im Genuße der Liebe Meister zu werden“ mit dem Druckort Berlin versehen. Mein Erstaunen, dies Buch auf der Toilette eines von mir für rein und schuldlos gehaltenen Mädchens zu finden, leidet keine Beschreibung, aber wie vermehrte dieses Erstaunen sich noch, als ich im Buche blätterte und auf dem leeren Blatt am Ende folgende Zeilen mit Bleistift geschrieben fand: „Meine

himmlische Agnese! Das war mir eine Götternacht, die Du mir schenkest; noch schwelg' ich in träumerischer Erinnerung in den unverhüllten Reizen Deines Körpers“ — doch ich darf die Zeilen nicht weiter abschreiben, damit nicht die Schaamhaftigkeit das unwillig:erröthende Angesicht wegwenden müsse.

Wer diese Worte geschrieben, das war mir mehr als zu gut bekannt, ich hatte die Schriftzüge zu oft gesehn — es war unverkennbar des Direktors Hand.

Also Klinger hatte doch recht! Agnes war eine Heuchlerin, und stand wahrscheinlich mit dem Direktor im Einverständnisse, um mich zum Deckmantel ihres Fehltritts zu gebrauchen, oder Gott weiß! welche andere Absichten sie mit mir gehabt haben mochte. Genug, ich war betrogen, zum zweiten Male betrogen! — Rache will ich nehmen — rief ich — ausgesuchte Rache an ihr, und ihrem Buhlen! —

Am Direktor mein Muthchen zu kühlen, hatte ich noch desselben Abends Gelegenheit. Er spielte in dem Stücke mit. Ließ ich als Souffleur ihn im Stiche, so konnte er kein Wort vorbringen: das wußte ich. Also wie er austrat, gleich in den ersten Szenen (er hatte noch dazu eine Hauptrolle) schwieg ich, wenn die Reihe des Sprechens an ihn kam er blickte mich unwillig an und winkte mir mit den Augen — ich schwieg — die Zuschauer fingen zu pfeifen und zu stampfen an — Souffliren Sie doch! rief er mir halb laut zu — ich schwieg — das Pfeifen und Trommeln wurde ärger — In's Teufels Namen, soflir' Er doch! schrie er lauter — ich soufflirte nicht — das Publikum machte Miene, das Theater zu stürmen — der Direktor griff in der Wuth nach mir — ich hielt ihm das Licht entgegen und setzte seine Manschette in Brand. Feuer! Feuer! reiß ein Theil der Zuschauer, und der andere brach

in ein lautes Gelächter aus. — Der Vorhang mußte fallen; der Direktor tobte, schäumte, rasete — er wollte mich fassen, mich zerreißen (wie er sagte) allein ich wich dem Handgemenge aus, schleuderte Agnesen das Schandbuch zu mit den Worten: Hier, Verworfenene, tröste Deinen beschimpften Buhler! — und flüchtete durch den Tumult der Zuschauer nach Hause.

Dort hatte ich nichts Nothwendigeres zu thun, als meine Habseligkeiten zusammenzupacken, da es mir nach diesem Vorfalle mehr als zu einleuchtend war, daß meines Bleibens bei der Gesellschaft nicht länger seyn könne. In meiner Geschäftigkeit überraschte mich Klinger. Es that mir jetzt unendlich weh, daß ich die Redlichkeit seiner Warnung verkannt hatte; ich ergriff seine Hand und sagte: Verzeih, Beleidigter, Du hattest Recht, sie ist eine ausgelernte Buhlerin. — Und nun erzählte ich ihm die

Veranlassung zu der von mir am Direktor genommenen Rache, und sagte ihm, daß ich entschlossen sei, noch in dieser Nacht Bunselshausen zu verlassen.

Nicht, daß ich Deinen Vorsatz tabeln sollte — erwiederte er — (denn ich sehe recht wohl ein, daß Du hier nichts mehr taugst) — aber ich kann und will mich von Dir nicht trennen, ich mache mich ebenfalls reisefertig, wir pilgern zusammen, soweit der Himmel blau ist, und bauen uns Hütten da, wo es uns gut dünkt. —

Ich stellte ihm dagegen vor, wie unbedacht es sei, wenn er, von bloßem Enthusiasmus der Freundschaft verführt, aus seiner gegenwärtigen gesicherten Lage sich reißen, und einem ungewissen Geschick entgegen gehen wollte; doch bedurfte es meiner ganzen Ueberredungskunst, ehe ich es dahin brachte, daß er seinen raschen Entschluß zurücknahm; endlich geschah es, aber nur unter der Ver-

dingung eines fortgehenden Briefwechsels. Er versprach außerdem, meine Angelegenheiten zu ordnen, insoweit ich es wegen Kürze der Zeit selbst zu thun nicht im Stande war, und begleitete mich dann in die mondshelle Nacht hinaus.

Nachdem wir wohl eine Stunde lang stumm neben einander gegangen waren, drückte ich ihm die Hand und sagte: Nicht weiter, Freund! Er preßte mich lange an sich, sagte mit wankender Stimme; Leb wohl! und ging dann etwa zwanzig Schritte rasch zurück. Plötzlich wandte er sich wieder um und rief: Springer, ich habe Dir noch etwas zu sagen! aber er sagte nichts, er warf sich bloß nochmals an meinen Hals, und ich fühlte auf meiner Wange einen heißen Tropfen. Der gute närrische Kerl!

Wohin mich nun wenden? — fragt' ich
— wohin? — Allein ich wußte mir auf

meine Frage keine bestimmte Antwort zu geben; es blieb mir nichts übrig! als der Nase nach zu gehen und meine Sache auf nichts zu stellen.

So war ich denn fast anderthalb Jahre überall und nirgends, und trieb bald Dies, bald Jenes; ich deklamirte, ich portrairte, gab Schreib- und Zeichenstunden, schrieb Noten, und — hackte sogar Holz; wenn es die unerbittliche Nothwendigkeit verlangte.

Im Sommer des Jahres 18.. begab ich mich in das Bad zu **, um dort als Deklamator aufzutreten. Zum Glück für mich waren Solbrig und Sydow nicht dort, sonst hätte ich wohl schwerlich das zahlreiche Auditorium gehabt, welches ich hatte, vielmehr hätte ich den leeren Wänden predigen und von der Luft leben müssen. So aber erntete ich reichlich.

Allein wenn es dem Menschen zu wohl geht; so macht er es, wie der Esel in der

Fabel, er geht aufs Eis und tanzt Ballet.
Ich — besuchte die Farobank. Wahrscheinlich erwartet man um zu erfahren, daß ich dort meine Baarschaft bis auf den letzten Heller verspielte, allein — fehlgeschossen; Fortuna lebe! Sie erwählte mich zu ihrem Günstlinge. Jedes Blatt, welches ich besetzte, gewann; kein Paroli, welches ich bog, schlug um; in meinen Taschen hatte sich eine ganze Armee von Holländern, Engländern, Franzosen und Sachsen versammelt, und vor mir thürmte sich der Goldberg immer höher, je niedriger der des Banquieurs ward. Ich verdoppelte die Sätze, und mit jedem Gewinnst, den ich einzog, wuchs meine Kühnheit und mein Vertrauen auf den Schutz der Glücksgöttin. Sie brachte mich sogar dahin, daß ich mit dem weiblichen Geschlechte Friede schloß, und die Dame am häufigsten und höchsten besetzte. Eben hatte ich die Couer-Dame vor mir aufgedeckt, da war

mir's, als ob Jemand mir in's Ohr flüstere:
Va banque! — Ich glaubte die Stimme
meines guten Genius zu vernehmen. Va
banque! rief ich. Alle Spieler richteten
ihre Blicke auf den verwegenen Glückssohn
— Todtenstille herrschte — es wurde gezo-
gen — die Dame fiel für mich — des
Banquieurs Gesichtszüge erstarrten, als ob
ein Medusenhaupt ihm vorgehalten würde —
mit einem Fluch zwischen den Zähnen schob
er mir den Goldhaufen hin — ich raffte ihn
zusammen und eilte von dannen, als ob ich
gejagt würde.

Unmöglich ist's, den Taumel zu beschrei-
ben, in welchen dieser Glücksfall mich verset-
zte; ich gebehdete mich noch toller, als
jener Poet, der sich einbildete, eine Qua-
terne gewonnen zu haben. Adeln wollte ich
mich lassen oder gar in den Grafenstand er-
heben — eine Equipage wollte ich mir an-
schaffen, so prächtig, wie Kaiser und Könige

sie nicht halten können — Sekretärs, Kammerdiener, Bediente, Köche, ja sogar Kammerjungfern wollt' ich in Gold nehmen — zierlicher und reicher wollt' ich mich kleiden, als der eleganteste Elegant — nichts als Champagner wollt' ich trinken, nichts als indianische Vogelnester essen — Ja, was wollt' ich nicht Alles! Genug, ich hatte den soliden Vorsatz, mein leicht erworbenes Vermögen schnell wieder in Umlauf zu bringen.

Zwei Tage nachher, während welcher Zeit ich mehr geträumt, als gewacht hatte, trat in meine Stube ein Mann, dessen furchenreiche Stirn und gebleichte Wangen von Kummer und Anstrengung und von unzähligen schlummerlos durchwachten Nächten zeugte.

Damals, als ich noch mit Elend und Dürftigkeit zu ringen hatte, wurde ich den traurigen Mann als einen Unglücksgefährten weinend an meine Brust geschlossen, ihn getröstet und ihm geholfen haben, soviel in

meinen Kräften stand, allein Fortuna macht ihre Lieblinge mattherzig und lieblos. Ich blickte ihn kaum an, blieb ruhig auf der Ottomane ausgestreckt liegen, schlürfte behaglich mein Täßchen Weinchokolade und fragte während des Trinkens mit nachlässig vornehmem Anstande: Was beliebt, mein Bester?

Die bleiche Wange des Fremden röthete sich nicht; bloß ein Zucken der Muskeln verrieth Empfindlichkeit oder gewaltsam niedergekämpften Schmerz, doch gleich hatte er wieder seine stilltraurige Miene, und sagte nicht demüthig, nicht stolz, aber mit Ernst und Ruhe: Ew. Hochfreiherrlichen Gnaden suchen — wie ich aus dem Badejournal ersehen habe — einen Kammerdiener. —

Hm! sagte ich und wurde freundlicher; es schmeichelte meiner Eitelkeit, daß ich (wenn auch auf illegitimen Wege) baronisiert wurde — und ich hatte noch ein paar Mal

aus Verlegenheit, weil mir das Mir fehlte, welches allen neugebackenen Edelleuten fehlt.

Der Unbekannte ließ sich jedoch durch meine Sm's nicht stören, sondern fuhr fort: Ich glaube einem solchen Posten gewachsen zu seyn, denn ich bin mit hohen Herrschaften in Paris, in Rom und in London gewesen — ich spreche und schreibe verschiedene Sprachen — und wenn es auf Treue und Ergebenheit gegen meinen Herrn, auf Dienstfertigkeit und Thätigkeit ankommt; so — —

Da ich meiner Würde etwas zu vergeben glaubte, wenn ich den Unbekannten ausreden ließe, so unterbrach ich ihn mit der Frage nach seinem Namen. Er nannte sich T i p s e r, und zählte mir nun die Grafen und Barons her, bei welchen er in Diensten gewesen war, und die er auf ihren Reisen begleitet hatte; dann kam er auf mancherlei bestandene Abentheuer zu sprechen, seine Unterhaltung wurde immer lebendiger und interessanter, ich vergaß

darüber meine Freiherrnwürde gänzlich, ließ ihn niedersitzen, und plauderte mit ihm. Er gewann mein ganzes Vertrauen und ich nahm ihn in meine Dienste.

Des nächsten Tages, als ich vor der Mittagstafel zur Erweckung des Appetits mit Tispsern ein wenig promenirte, begegnete uns in der Allee, von ihrer Zofe begleitet, eine verschleierte Dame — majestätisch von Gestalt und prachtvoll nach Art der Polinnen gekleidet. Flammender als die Rubinen ihres Diadems brannten ihre dunkeln Augen durch den Schleier und — es war abermals um mein armes, leicht entzündbares Herz geschehn. Die Dame mußte erst kürzlich angekommen seyn; wenigstens hatte ich sie noch in keiner der Gesellschaften getroffen, die ich besuchte.

Tispsen mochte den Eindruck bemerkt haben, welchen sie auf mich machte, denn als wir vorbei waren, flüsterte er mir zu: Das

ist die Gräfin Tollomizzinilloborowezinska. —

So sehr mir die Gräfin gefiel, so wenig gefiel mir ihr Name, denn er war ja, besonders für den, welcher keine polnische Zunge hatte, hundertmal schwieriger auszusprechen, als die bekannten deutschen Schnellworte: Der Herr Ober: Fisch: Fuchs: Frosch: Vogel: Jägermeister, wie auch Land: Brand: Rassen: Kommissarius, und die Frau &c.

Obgleich Zipser mir den Namen wiederholen mußte, so konnte ich doch mit der Aussprache nicht zurecht kommen; er lächelte darüber und sagte: Ew. Hochfreiherrliche Gnaden werden sich viel Mühe und Anstrengung ersparen, wenn Sie die schöne Dame bloß Gräfin Armida nennen, denn so heißt ihr Vorname.

Armida? rief ich, und gedachte dabei unwillkürlich der gleichnamigen, eben so listigen als reizenden Zauberin in Tasso's befreitem Jerusalem, besonders der Beschrei-

bung im vierten Gesange, wie sie die christlichen Ritter bethört. Aber um dieses Namens willen verlor die polnische Gräfin nicht das Mindeste in meinen Augen; bezaubert hatte sie mich allerdings, aber Arglist ihr zutrauen — das wäre Todsünde gewesen. —

Da Sipser ihren Vornamen kannte, so wußte er gewiß auch etwas Genaueres von ihren Verhältnissen. Ich fragte darnach und erfuhr denn: sie sei Wittwe, besitze ein unermessliches Vermögen, lebe hier im Bade ganz eingezogen, vermeide alle rauschende Vergnügungen und Gesellschaften, und erwarte ihren Bruder, welcher Gesandter am * * * schen Hofe sei und in Kurzem eintreffen werde. Am Schlusse seiner Relation sagte Sipser: Wenn der Herr Baron es nicht ungnädig aufnehmen, so — „Nun?“ — so wolle ich mir die Bemerkung erlauben, daß für einen Kavalier von Hochderoselben Qua-

lität die Gräfin Armida keine üble Parthie seyn würde.

Das war mir nicht umsonst gesagt. O des entzückenden Gedankens: Die Gräfin Armida mein! mein! — Der bloße Gedanke benebelte alle meine Sinne. — Wie nun aber Zutritt bei ihr erhalten? — Mein Sipser wußte gleich Rath. Wenn der Herr Baron — sagte er — als ein Freund des verstorbenen Grafen Tossomizzinilloborowiczinsky sich anmelden lassen, so nimmt die Gräfin Ihren Besuch gewiß an — über die Verhältnisse des Grafen, besonders über sein Leben in Wien, kann ich Ihnen zuverlässige Nachrichten mittheilen — sobald Sie diese benutzen und dadurch der Gräfin etwas näher gekommen sind, so kann es nicht fehlen, daß Ihre liebenswürdige Persönlichkeit Sie dem Ziele Ihres Strebens entgegenführt.

Alles, was Sipser sagte, schien mir so einleuchtend, daß es Thorheit gewesen wäre,

an ein Mißlingen meines Unternehmens zu denken. Armida sammt ihren Schätzen war von mir so gut wie erobert. Nur rasch an's Werk — dacht' ich, ließ mich deshalb von Fipfern vollständig instruiren und schickte ihn sodann ab, um mich bei der Gräfin anzumelden.

Triumph! Ich wurde angenommen. — Aber ich kann's nicht läugnen, daß ich einige Beklommenheit des Herzens fühlte, als ich bei ihrer Wohnung vorfuhr. War es nicht List und Schelmerei, war es nicht Lug und Trug, was ich im Schilde führte? Und geziemte sich Solches einem Liebenden? — —

Ein Kammermädchen meldete mich und öffnete mir das Zimmer der Gräfin. Ja, es war das Zimmer einer Wittwe, schmucklos und etwas düster, eine Wohnung stiller Trauer um zertrümmerte Seligkeit. Als den Freund ihres hingeschiedenen Gemahls, wie ich ihr angekündigt war, bewillkommte

nete die Gräfin mich zutraulich und herzlich, mit jener wohlthuenden Anspruchslosigkeit, die man sich bloß dann erwirbt, wenn man lange den Irrgarten des Lebens durchstreift und besonders mit der höhern Welt im Verkehr gestanden hat.

Ach, Armida war so schön! so schön! Reizender in der einfachen Hausstracht, als in dem Prachtkleide, in welchem ich sie zuerst erblickte. Ich entschuldigte meine Zudringlichkeit mit der Anhänglichkeit an ihren seligen Gemahl — meine affectirte Nührung schien auf ihr Gemüth tiefen Eindruck zu machen — eine Thräne füllte ihr Feuer-
auge — ich wandte mich seufzend hinweg und legte die Hand auf's Herz — nun fing ich an, von den herrlichen Stunden zu erzählen, die ich mit ihrem Gemahl verlebte — ich rühmte die Vorzüge seines Geistes und Herzens — sie winkte mir weinend, zu schweigen — Das war genug! Auf leis

nem kürzern Wege — dacht' ich — kann man sich doch in die Seele der Weiber stellen, als wenn man durch rührende Erzählungen und Schilderungen sie zum Weinen bringt.

Beim Abschiede bat ich um die Erlaubniß, meinen Besuch wiederholen zu dürfen. Der Freund ihres theuern Gemahls (sagte sie) werde ihr immer willkommen seyn. Was wollt' ich mehr? — Mein Spiel war so gut wie gewonnen.

Als ich Fipfern den Inhalt meiner Unterredung mit der Gräfin vertraute, lächelte er: Der Herr Baron sind ein Herzensoberer, wie der Prinz von Orleans; schon sieht Ihr unterthäniger Kammerdiener Sie im Geiste als Gemahl der schönen Gräfin Tullomizzi Ich winkte ihm, in der Aussprechung des mir mißfälligen Namens nicht fortzufahren. — Als Gemahl, wollt' ich sagen — so verbesserte er seine

Nede — als Gemahl der schönen Gräfin
Armida.

Mein lieber Tipser! — sagte ich mit innerer Behaglichkeit, indem ich mit der Hand um's Kinn fuhr — da dürfte Er vielleicht neben dem Ziele nicht weit vorbei geschossen haben.

Soll ich erst erwähnen, daß ich von nun an fast täglich der Gräfin meine Aufwartung machte, daß ich mit ihr Thee trank, ihr vorlas, ihr erzählte, von Tagen vergangenen Glücks und einer freudigern Zukunft sprach, daß ich mich auf solche Weise immer mehr ihrer Gunst bemächtigte, und das Bild des geliebten Todten allmählig aus ihrer Brust verdrängte? Erst redete ich nur in leisen Andeutungen, dann leidenschaftlicher von meinem Gefühl, endlich wagte ich es, zu bekennen, daß der Besitz ihres Herzens und ihrer Hand mich zum glücklichsten Sterblichen machen würde. Und sie zürnte mir ob meines

Geständnisses weder durch ein Wort, noch einen Blick; sie sprach blos von Bedenkzeit und verwies mich an ihren Bruder, den Gesandten, dessen Ankunft sie bald erwartete.

Bei Erwähnung des Gesandten war mir freilich nicht recht wohl zu Muth, denn vor seinem diplomatischen Scharfblick fürchtete ich mit meinem fingirten Adel nicht zu bestehen, allein ich baute auf das Genie meines Kammerdieners, welches sich schon vielfältig erprobt hatte.

Ohngefähr acht Tage mochte mein Verhältniß zur Gräfin bestanden haben, da sagte Tipser eines Morgens, indem er eben meinen Kopf in Ordnung setzte: Gewiß werden der Herr Baron die sich Ihnen jetzt darbietende treffliche Gelegenheit, um der Gräfin Ihre Aufmerksamkeit zu beweisen, nicht unbenutzt lassen

Ich horchte auf und hielt die Hand mit dem Frisirkamme fest, welcher eben durch

meine Locken fahren wollte. Wie meint Er das, Tipser? fragt ich. Es ist nämlich übermorgen — versetzte er, während er meine Haare durch die Finger laufen ließ — der glückselige Tag, an welchem die schöne Gräfin vor zwei und zwanzig Jahren das Licht der Welt erblickte; dies habe ich von ihrer Kammerjungfer erfahren, mit welcher ich — entre nous — in ziemlich genauem magnetischen Rapport stehe . . .

Indem ich noch über eine würdige Feier des Wiegenfestes der Gräfin nachdachte, fing Tipser wieder an: Da das schöne Geschlecht nichts so sehr liebt, als Alles, was zur Erhöhung seiner Schönheit dient, so sollte ich meinen, ein Brillantschmuck, ein ostindischer Shawl, ein Kleid aus Lyon oder Paris oder etwas Aehnliches dürfte von der besten Wirkung seyn . . .

Tipser hatte Recht, ein solches Geschenk — mit einigen feinen Schmeicheleien als

Emballage — wäre ganz an seinem Platze gewesen; aber — aber — mein schöner Mammon, wie arg war dieser zusammengesmolzen durch die Anschaffung der prächtigen Equipage und durch den bedeutenden Aufwand überhaupt, den ich machte und machen zu müssen glaubte, um Armida's Schätze zu heben. Ein Geschenk von geringfügigem Werthe hätte mich blamirt, und einige tausend Thaler für einen Schmuck hinzugeben, verbot mir mein Finanzminister.

Sollt' ich auf's Neue spielen? — Nein — dacht' ich — die Glücksgöttin steht (so behaupten wenigstens die Archäologen) auf einer Kugel oder auf einem Rade; wie leicht glitscht ihr Fuß ab und macht aus dem Oben ein Unten! — Laß dich nicht betören! flüsterte die nämliche Stimme mir zu, die mir früher Va banque! zugerufen hatte. Ich glaubte die Stimme meines gu-

ten Genius zu vernehmen, und beschloß, der Warnung zu folgen.

Sipser schien errathen zu haben, was mich so still und nachdenklich machte, denn er unterbrach mein Schweigen mit den Worten: Sollten vielleicht der Herr Baron Ihre Chatouille jetzt nicht so stark angreifen wollen, so wäre bald ein Ausweg zu finden. Ich weiß nämlich aus guter Quelle, daß gestern dem Baron Grünschildt von seinem Bankier die Summe von 1500 Stück Friedrichsd'or gezahlt worden ist; da Sie nun mit demselben in dem allergegenwärtigsten freundschaftlichen Verhältniß stehen, so kann er Ihnen ein Stämmchen von einigen 100 Friedrichsd'or auf kurze Zeit nicht füglich abschlagen. Bald haben Sie das Potosi der Gräfin erobert, und dann ist's Ihnen etwas Leichtes, diese Kleinigkeit zurückzuzahlen.

Der Vorschlag ließ sich hören. Grünschildt, ein reicher Biesländer, hatte sich mit

dem ganzen Enthusiasmus jugendlicher Freundschaft an mich angeschlossen, er war bei Lustparthieen mein unzertrennlicher Gefährte, „das Leben im Fluge genießen“ so lautete sein Wahlspruch, und das Geld achtete er blos als ein Mittel, sich Genüsse aller Art zu verschaffen. Mit Vergnügen, Freunden! — sagte er — überlaß' ich Dir einen Theil meines Schatzes zur Administration, denn ich — Du kennst mich ja! — je mehr Geld ich habe, desto mehr laß' ich fliegen, und Du kannst's noch erleben, daß man mich in den Zeitungen für einen Verschwender erklärt, wenn es — zu spät ist.

Ich erhielt von ihm 300 Friedrichsd'or und verpfändete mein Ehrenwort, die erhaltene Summe in Monatsfrist zurückzuzahlen. Bis dahin mußte doch wohl die Angelegenheit mit der Gräfin in Richtigkeit gebracht seyn! —

So wie ich nur das Geld hatte, so wußte

auch Flipsen schon, daß der Jude Izig Ebbel einen Schmuck zu verkaufen habe, dessen keine Fürstin sich zu schämen brauche. Natürlich wurde er in Augenschein genommen — die Brillanten funkelten wie tausend Sonnen und Regenbogen — nach vielem Handeln mußte ich, um den kostbaren Tand zu erhalten, zu den geliehenen 300 Friedrichsd'or noch 100 aus meiner Kasse zuschießen; mein kenntnißreicher Kammerdiener versicherte aber: ich könne zu dem Kaufe mir gratuliren, denn 400 sei ein Spottpreis.

Und als ich Arminen an ihrem Geburtstage den Schmuck überreichte — nun, freilich, anfänglich weigerte sie sich, mein Geschenk anzunehmen, nachher machte sie mir scherzend einige Vorwürfe wegen meiner Verschwendung, endlich nahm sie das Kästchen — Freude spiegelte sich in ihren Augen, und sie beugte sich nicht zurück, als meine brennenden Lippen sich auf die Ihrigen hesteten, um

die Worte ihres Danks zu hemmen. "O ich Seliger! dreimal Seliger! — Zu Hause umarmte ich im Taumel der Freude meinen Sipser und betheuerte ihm, ich sei der glücklichste Mensch unter der Sonne. Ha, wenn ich gewußt hätte, was mir so nahe bevorstand! . . .

Des andern Tages nämlich besuche ich ein Konzert — es dauert fast drei Stunden — wie es beendet ist, seh' ich mich nach Sipsern und meiner Equipage um, die ich bestellt hatte, allein umsonst — ich warte und warte wohl eine Viertelstunde — Sipser kommt nicht, die Equipage kommt nicht — ich mache also aus der Noth eine Tugend, gehe zu Fuß in das Hotel, wo ich wohne, erfahre aber zu meinem Befremden, daß Sipser sammt der Equipage schon über zwei Stunden fort ist — ich nehme den Schlüssel zu meinem Zimmer, öffne es — und was entdeck' ich? — Das Bureau ist er:

brochen, mein Koffer desgleichen — mein schönes Gold und was ich sonst noch von einigem Werthe besaß, fort! fort! — Mein starres Auge trifft auf einen Zettel, der im geplünderten Koffer liegt. Fast besinnungslos les' ich:

„Mein Herr Baron von Habenichts!

Nunmehr trete ich von der Bühne ab, denn meine Rolle ist ausgespielt. Entsinnen Sie sich nicht des Banquiers, dem Sie an jenem Abende die Bank sprengten? Es ist sonderbar, aber gut für mich, daß Sie mich nicht wieder erkannten, wie ich mich als Kammerdiener bei Ihnen meldete. Ich bin jener Banquier, und ich habe blos wiedergenommen, was damals das kindische Glück Ihnen zuwarf. Die Gräfin Armida, oder (um es ohne Umschweife heraus zu sagen) meine Frau bedankt sich nochmals für den theu-

ern Schmuck, und wird ihn zu Ehren ihres einfältigen Anbeters tragen. Sehn Sie nun, wie Sie mit Grünschildt aus dem Felde kommen, am Besten: Lassen Sie Ihr Ehrenwort im Stiche und entfernen Sie sich so schnell als möglich. Uebrigens wäre es eitle Mühe, wenn Sie uns verfolgen lassen wollten; denn in dem Augenblicke, wo Sie dies lesen, sind wir schon über die Gränze.

Tipser.“

Schändlich! abscheulich! unerhört! teuflisch! — Einige Augenblicke stand ich wie versteinert, dann fuhr ich mir in die Haare und zerriß mein Jabot (hätt' ich Manschetten getragen, so wären auch diese des Geiers geworden) endlich fing ich an zu überlegen, und als ich ein paar Minuten überlegt hatte, hielt ich es für das Klügste, mich sacht von hier wegzustehlen, wie . . . die Kaze vom

II. Bdm.

H

Zaubenschlage. Wollt' ich die Geschichte ruchtbar machen, so kam ich vielleicht noch schlechter weg, als der Spitzbube Fipser.

Ich überließ also meinen Koffer und das wenige nutzlose Getändel, welches Fipser nicht einmal des Mitnehmens werth geachtet hatte, dem Wirth'e an Zahlungsstatt, verschloß die Stube wie gewöhnlich, wenn ich ausging, und machte dann, daß ich . . . über die Gränze kam. Der Moralist wird mich tadeln, allein ward ich nicht durch einen schlechten Menschen selbst zur Schlechtigkeit verführt, und kommt dieser Fall nicht nur allzuhäufig vor? —

Unterwegs erst, als ich in der Baronskleidung, aber mit schlecht gefüllter Börse, mich allein befand und dem Nachdenken überlassen war, stiegen in krauser Mischung allerhand Vorwürfe und Entschlüsse in meiner Seele auf. O du dummer Kerl! sagte ich zu mir selbst. Hast du dich nicht wie ein Affe

in Pechstiefeln fangen lassen? Hast du nicht getanzt wie ein Mürmelt hier nach der Pseife des Savoyarden? — Aber Basta! Nun will ich klug werden. Keine Armida, keine Agnes soll mich mehr bethören.

Zugleich zürnt ich der Romanlektüre meiner Jugend, die meinen Kopf mit überspannten Ideen erfüllt hatte, und darum bitte ich Euch, geliebte Leser, lest etwas Besseres, als solche phantastische Schriften, mag sie auch geschrieben haben, wer da will, — jedoch empfehl' ich Euch, zu Eurer Erbauung gelungene Selbstbiographien zu lesen, wie die gegenwärtige.

So war ich denn wieder auf einer neuen Wanderung begriffen. Ich hatte die Absicht, nach einer berühmten Handelsstadt mich zu begeben, die ich spaßhafter Weise Schacherheim nennen will, damit ich sie nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen brauche.

che. Wißt' ich dort kein besseres Unterkommen, so konnt' ich doch wohl Markthelfer, Schreiber, Packträger oder Aufpasser werden.

Am andern Tage meines erneuerten Bagabondenlebens passirte ich in der Mittagsstunde ein angenehmes Wäldchen, und beschloß, einige bei mir habende Semeln mit Ruhe, Genügsamkeit und Resignation im Schatten einer Eiche zu verzehren, als eine bekannte Stimme, einige Schritte vorwärts, meine Aufmerksamkeit erregte. Bravo! Bravo! rief es mehrere Male, und die Nymphe Echo, welche sich bloß mit fremden Worten sättigt, rief die Bravo's nach. Ich ging näher — an einen Baumstamm gelehnt, saß ein Mann und las in einem Buche — wie er das Geräusch meiner Tritte hörte, wendete er sich um, und ich rief mit ausgebreiteten Armen: Klinger!

Ja, er war's. Er warf das Buch hin und lag in meinen Armen. Natürlich verlangten wir Beide Erklärung unsers unerwarteten Wiederfindens. Zuerst Deine Geschichte! sagte ich zu Klingern.

Die ist nicht sehr erbaulich! gab er mir zur Antwort. Du verließest mich in Bunkelshausen bei der Pausemannschen Gesellschaft. Die Gesellschaft gefiel mir nicht, deshalb verabschiedete ich mich von ihr, kurze Zeit nach Deinem Abgange; doch kann ich Dir die Nachricht mittheilen, daß Agnese wirklich guter Hoffnung war und den Unfall hatte, eben als sie eine Susannen-Rolle spielen sollte, hinter den Koulissen niederzukommen. Von der Pausemannschen Gesellschaft ging ich zur Streicherschen. Es war zwischen Beiden kein Unterschied, ausgenommen, daß die Letztere wo möglich noch schlechter war, als die Erstere; doch fand ich sie interess-

santer, denn unter den Schauspielerinnen war — Selma. Des Mädchens körperliche Reize allein würden mich nicht an sie gefesselt haben, aber ihr Talent, ihre Begeisterung für die Kunst zog mich zu ihr hin, sie ließ meine Huldigungen sich gefallen, und ich dachte schon an eine feste Verbindung mit ihr, da überrascht ich sie eines Abends unerwartet, und finde sie mit einem andern Schauspieler, einem vierschrötigen Bengel ohne Geist und Talent, in einer Attitüde, die ein Maler recht gut brauchen könnte zu einem Bilde für das geheime Kabinet des Kardinals * oder des Kronprinzen von * *. — Ich mochte sie nicht mehr sehn, die mich so arg verhöhnt hatte, darum nahm ich meine Entlassung und pilgere nun umher, mit Haß gegen die Weiber im Herzen, ohne Rast und Ruh.

Nun kam die Reihe des Erzählens an

mich. Ich erzählte Klinger die Fipfersche Geschichte und wiederholte am Schluß seinen Wahlspruch: Haß allen Weibern! — Aber was lasest Du denn? fragte ich, als mein Fuß an das Buch stieß, welches am Boden lag.

Etwas, das meinem Weiberhasse Nahrung gab! versetzte Klinger. Hier ist die Stelle. Lies selbst. Pagina 123.

Ich las: „Gewisse Weiber machen Tausende glücklich, den rechten Einen ausgenommen. Bei Tage zeigen sie sich furchtsam, bei Nacht tapfer. In der brausenden Gesellschaft sind sie stille Tauben, in der Stille des Hauses brausende Hamster. Im warmen Lichte des Tages sind sie kalt wie Mondschein, und im kalten Mondschein heiß wie Sonnengluth. Wenn sie lieben, so hassen sie am Geliebten die Falschheit, und wenn sie hassen, so verfälschen sie den Haß durch Liebe. Sie moralisiren über die

gefallne Nachbarin so frostig, wie schneidende Nordluft, und lassen sich dann am leichtesten durch warme Küsse den Mund stopfen. Vor der kleinen unschuldigen Maus läuft selbst die Vollblütigste blaß davon, und vor dem größten und sündhaftesten Kriegshelden bleibt auch die Blasseste vollblütig stehen. Flucht und Begehren folgen einander in ihrem Wesen stets so schnell, wie Blitz und Schlag — und ihr Wollen und Nichtwollen jagen sich herum, wie zwei Liebende. — Aber ich wollte lieber mein Bett im faulen Marke einer absterbenden Eiche aushöhlen — lieber mit Sirach bei Löwen und Drachen wohnen, als bei deren Einer.“

Bra-vis-vis-vissimo! rief ich, als ich gelesen hatte. Aber wie heißt der treffliche Autor? — Ich schlug den Titel auf: Ernst Wagners Reisen aus der Fremde in die Heimath. Erster Band. —

Was aber nun beginnen? fing jetzt Klinger an.

„Ich wollte nach Schacherheim.“

So geh' ich mit Dir.

„Aber freilich bin ich noch nicht einig, was dort anzufangen —“

Komm nur! Das wollen wir unterwegs überlegen! —

So gingen wir denn, wir Beiden, in deren Herzen die innigste Freundschaft und der grimmigste Weiberhaß, wie zwei ungleiche Nachbarn, zusammenwohnten, des Weges nach Schacherheim.

Je weiter wir kamen, desto einsylbiger wurde Klinger; ich suchte ihn durch Gespräch aufzuheitern, allein er sagte: Brüderchen, laß' mich jetzt, ich mache Pläne! — Ich ging also schweigend neben ihm her, wohl eine Stunde lang — da stand er mit einem Male still, rief: Ich hab's, ich

hab's! und drückte mich ungestüm an seine Brust.

Siehst Du, Bräuderchen? fuhr er mit fliegenden Worten fort — Zeitschriften machen jetzt Glück. Wir wollen eine herausgeben, wie noch keine da ist — eine Zeitschrift zur Beförderung des Weiberhasses und der Ehelosigkeit, unter dem Titel:

„M i s o g y n.“

Beifallswerther Gedanke! rief ich.

Klinger. Als Motto nehmen wir die Worte Jago's im Othello, welche noch kräftiger sind, als die Wagnerschen: „Ha, ich weiß schon, wie ihr Weiber seyd! — Ihr seyd stümme Bilder außer dem Hause, Glocken auf euerm Zimmer, wilde Katzen in eurer Küche; Engel, wenn ihr beleidigen wollt; Teufel, wenn ihr beleidigt werdet; Komödiantinnen seyd ihr in eurer Wirthschaft, und Wirthschafterinnen in euern Betu

ten. Ihr steht auf, um zu spielen, und legt euch zu Bette, um zu arbeiten.“

Ich. Bravo!

Er. Wir geben die Zeitschrift auf eigene Kosten heraus, doch wollen wir uns mit Bezahlung des Buchdruckers und Papierhändlers nicht übereilen —

Ich. Nicht so!

Er. In zwanglosen Heften —

Ich. Oder in zwanglosen Nummern —

Er. Einerlei! — Aber, was den Inhalt, was die Tendenz betrifft, so suchen wir Alles auf, was sich nur zum Nachtheil des weiblichen Geschlechts auffinden läßt. Wir nehmen gleich Anfangs eine Gallerie schlechter Weiber aus der Bibel, wir beginnen mit der Mutter der Menschen, Eva, und setzen auseinander, daß durch ihr Leckermaul das Menschengeschlecht um's Paradies gebracht worden ist —

Ich. Dann kommen wir auf Judith,

die Kopfabhackerin, und auf die ruchlose Gesabel zu sprechen —

Er. U. s. w. An Stoff kann es uns nicht fehlen, denn auf jedem Blatte, das man in der allgemeinen Weltgeschichte umwendet, steht ein schlechtes Weib oder oft ein paar — die Hagestolzen werden sich um unser Journal reißen —

Ich. Du nimmst mir das Wort aus dem Munde — und weil grade in Scherheim die Zahl der Hagestolzen Legion heißt, so ist — Summa Summarum — nicht zu bezweifeln, daß unser Journal dort mehr Glück macht, als die Abendzeitung oder die Elegante in ganz Deutschland zusammen genommen.

Er. Und noch Eins. Alle Lobredner des verhaßten Geschlechts unter den Schriftstellern werden von uns bis auf's Blut gezeißelt, z. B. Petrarca, weil er abgöttische Sonette auf die Frau eines Andern

schrieb, Hippel, weil er (selbst ehelos) ein dickes Buch zur Empfehlung der Ehe herauszugeben sich unterstand, Schiller, weil er die Würde der Frauen dichtete, und Bürger, weil er das hohe Lied von der Einzigen sang.

Wie unser Gespräch an Lebendigkeit zunahm, wurden auch unsere Schritte schneller, und eh' wir es dachten, sahen wir Schacherheim vor uns. Dort mietheten wir uns, wie es ächten Philosophen geziemt, in ein Dachstübchen ein, versprachen einander, eher katholisch zu werden, als zu heirathen, und fingen dann rüstig zu schreiben an. Das erste Heft war in einer Woche fertig; wir wußten den Buchdrucker von der Vortrefflichkeit unsers Unternehmens zu überzeugen, und ließen dann rasch hintereinander drucken. Eine pomphafte Ankündigung des ersten Hefts in den Zeitungen

hatte den besten Erfolg, es gingen Bestellungen über Bestellungen ein, deshalb konnten wir um so leichter einige Stachelgedichte verschmerzen, die man dagegen einrücken ließ, so wie ein boshafte Epigramm, welches an die Thür unserer Wohnung angeheftet war.

Unser Unternehmen schien den besten Fortgang zu gewinnen, wenn nur — kein böser Zufall dazwischen gekommen wäre. Eines Tages gehen wir beiden Redakteurs des Misogyn Arm in Arm über die Straße, und besprechen uns über die Aufsätze des zweiten Hefts — als aus der Thür eines Gasthofs ein Weib mit fliegenden Haaren, mit emporgehobenen Armen auf uns zu stürzt — wir wollen ihr ausweichen, wie wir es immer zu halten pflegten, wenn ein weibliches Geschöpf auf der Straße uns begegnete; allein sie schreit: Retten Sie mich,

retten Sie mich vor meinem Manne, dem Unmenschen! — Ich blicke das Frauenzimmer an und rufe: Lorch! — Klinger blickt hin und ruft: Selma! — Wir eilen — es war Ein Moment — auf sie zu und halten sie in unsern Armen, aber eine barsche Stimme hinter uns ruft: Warte, Satanskind! Du sollst gehorchen! — Ein starker Mann kommt mit aufgehobenem Stocke auf das zitternde Weib los — wie er uns erblickt, schreit er: Sind Sie von Sinnen, meine Herren? Lassen Sie meine Frau los, ich will ein Exempel statuiren! — Wir halten sie fest und rufen abwechselnd: Selma! Lorch! — Der Mann packt an, Klinger fällt ihm in den Arm und sucht ihm den Stock zu entwinden, während ich das wiedergefundene Lorch fest umschlungen halte — die Kämpfenden schrein — der Pöbel rottet sich zusammen und ruft: Seht

doch, seht doch! Die Weiberfeinde zanken sich um einer Frau willen! — Polizeioffizianten eilen herbei — nehmen uns als Ruhestörer mit — wir werden verhört und kommen zwar mit einer mäßigen Geldbuße los — aber innerlich tief beschämt, denn wir mußten gestehn, daß wir uns nicht wie Weiberfeinde benommen hatten, sondern wie verliebte Narren. —

Uebrigens war der eigentliche Zusammenhang dieser Begebenheit uns unerklärlich. Mögen also scharfsinnigere Köpfe sich mit Auflösung des Räthsels befassen, wie meine erste Geliebte, Lorch, und Klingers Selma Eine und dieselbe Person seyn konnten.

Die Sache hätte nichts weiter zu bedeuten gehabt, wenn nur nicht des nächsten Tages folgendes Schreiben an uns eingegangen wäre:

und sprach zu P. P.

Sie haben durch die gestrige stadtkundige Begebenheit Ihren Weiberhaß in ein so zweideutiges Licht gestellt, daß wir Ihnen hiermit erklären, wie wir uns fortan für Ihr Blatt nicht im Mindesten interessiren können. Auch zahlen wir Ihnen keinen Kreuzer, wohl aber wollen wir Ihnen, wenn Sie sich irgendwo blicken lassen, für den Widerspruch Ihrer Worte und Handlungen mit einer derben Tracht Prügel aufwarten. Bis dahin &c.

Sämmtliche Hagestolze
in Schacherheim.

Das war doch zu toll! — Gewiß giebt's schadenfrohe Leser genug, welche zu wissen begehren, ob wir auch Valutam

II. Wdm.

©

richtig empfangen — allein ich breche hierauf
mit meine Situationen ab.

„Warum? Warum?“

Weil mein Lebenslauf gegenwärtig nicht
weiter geht, als bis — hieher.

Peregrinus.

I n h a l t
des zweiten Bändchens.

Die Stimme des Bluts. Vom Her: ausgeber.	Seite 5
Engelhart und Dieterich. Von Mo: tar.	— 82
Situationen aus Philipp Sprin: ger's Leben. Von Peregrinus. . .	— 125

Druckfehler.

Seite 90, Zeile 10 lies statt Edelbrut — Engelbrut.

— 170, — 5 lies statt testatus — testatur.

In gleicher Verlagsbehandlung sind noch
erschienen:

Der
P i r a t,

nach
Walter Scott

von
G e o r g L o s h.

3 Thle. 1822. Schrbp. 3 Thlr. 8 Gr. Belp. 4 Thlr. 2 Gr.

Der
s c h w a r z e Z w e r g,
eine schottische Sage.

Von
dem Verfasser der Romane: Robin der
Rothe, und der Astrolog.

Nach dem Englischen bearbeitet

von
W. A. L i n d a n.

Mit Kupfer von Hofmähler.

1819. 1 Thlr. 12 Gr.

A n n a,

Ein Familiengemälde

von
J o h a n n a A u s t e n.

Aus dem Englischen

ü b e r s e t

von
W. A. L i n d a n.

2 Thle. 1822. 2 Thlr. 12 Gr.

Romantische Geschichten.

Vom
Verfasser des Romans Heliobora.
1819. 1 Thlr. 6 Gr.

Die Burg Alphausen, oder Zyprians Frauenwahl.

Romischer Roman.

Aus dem Englischen
bearbeitet von
Theodor Hehl.
1820. 1 Thlr.

Die Flüchtlinge. Romantische Unterhaltungen

von
dem Verfasser des Romans Heliobora.
Mit Kupfer. 1820. 1 Thlr. 8 Gr.

Düster und Munter!

Ein
Sträuschen

von
Julius v. Boß

und
Adolph v. Schaden.
1821. 1 Thlr. 8 Gr.

